Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur

Zweiter Jahrgang / Nummer 42 / Berlin, 16. Oktober 1908

Anfang oder Ende? / Von Eduard Goldbeck

Als über dem Goldenen Horn die Sonne der Freiheit aufging, jubelten alle liberal Gesinnten, alle modern Empfindenden. Nun, hieß es, werde die Türkei bald erstarken, und einige sonderbare Schwärmer erblickten in dem neuen Osmanenreich schon ein zukünftiges „Musterländle". Die Revolution vollzog sich so harmlos, so hemmungslos, daß wir dies Wunder der politischen Technik nur verblüfft anstaunen konnten. Die Maschine funktionierte gleichsam automatisch. Das Komitee, eine fast so mystische Macht wie August Scherl, entzog sich jedem menschlichen Blick. Alles ging am Schnürchen und auf Gummi. Dem ruhiger Urteilenden schien es nur bedenklich, daß die Urheber der Umwälzung in erster Linie der Armee, in zweiter der Geistlichkeit angehörten. Die Jünger des Mars und die Diener der Kirche pflegen weniger nach Freiheit als nach Macht zu streben. Der Wille zur Macht, der nationalistische Einschlag der Bewegung wurde denn auch rasch erkennbar: das neue Regime betonte durch Brüskierung des diplomatischen Agenten Geschow die Vasallenstellung Bulgariens. Die ersten Fehler, die Usurpatoren begehen, begehen sie meist auf dem Gebiet der auswärtigen Politik. Hier muß man „im Bilde" sein, man muß die Ereignisse mit lückenloser Aufmerksamkeit verfolgen, die Menschen und die Dinge wirklich genau kennen, kurz, hier ist die „Erfahrung" nötig, die dem jungen Goethe so viel Kopfzerbrechen machte. Diese fehlt den Neuerern natürlich, und da sie den Beginn der Zeitrechnung von ihrem Regierungsantritt datieren, pfeifen sie auf Historie und Empirie. Aber dieser leichtherzige Rationalismus, diese naive Ueberhebung rächt sich meist sehr rasch.

Es war, wenn auch sehr unwahrscheinlich, so doch wirklich nicht unmöglich, daß die Türkei erstarkte. Und deshalb sagten sich der ungeduldige Erzherzog Franz Ferdinand, der aktive Aehrenthal und der geriebene Bulgarenfürst: Jetzt oder nie. Sie wollten nicht warten, bis die Türkei erstarkte, sondern sie wollten den psychologischen Moment des Ueberganges, der Schwäche, der Desorganisation benutzen. Gute Seelen sagten in der internationalen Presse, das sei eine Gemeinheit. Gerade jetzt war ja der kranke Mann auf dem besten Wege, gesund zu werden, gerade jetzt war die Türkei im Begriff, sich zu konsolidieren. Wäre es da nicht nobler, humaner gewesen, diesen Entwicklungsprozeß nicht zu stören? Zumal die englische Presse vertrat diesen Standpunkt sehr energisch, sie läßt nicht von der praktischen Gewohnheit, den anderen Mächten die ideale Forderung zu präsentieren.

Bulgarien mußte der Katze die Schelle anhängen, damit die erste Entrüstung der gebildeten Welt sich in corpore vili austoben konnte. Diese Entrüstung war denn auch geradezu „zerschmetternd" im wilhelminischen Sinne, das heißt sans conséquence. Die Leitartikler hatten nicht einmal nach dem Trinkspruch, den Franz Joseph in Budapest ausbrachte, Lunte gerochen. Solche Töne hatte der kühle alte Herr seit Jahrzehnten nicht mehr angeschlagen. Es war sonnenklar, daß die beiden Staaten „in gleichem Schritt und Tritt" vorgehen würden. Und es erfolgte nach Beschlagnahme der ostrumelischen Bahnen die Unabhängigkeitserklärung Bulgariens und die Annahme des Königstitels. Diese Ereignisse konnten eigentlich nur die Orientbahngesellschaft ernstlich betrüben, und auch diese wird sich gesagt haben, daß sie früher oder später zu ihrem Gelde kommen werde.

Die Türkei konnte doch unmöglich hoffen, daß ihr Ostrumelien wieder zufallen und daß Bulgarien den Druck des Vasallentums noch lange ertragen werde. Das Ländchen hat sich wacker entwickelt und vor allem eine im Hinblick auf die Bevölkerungszahl geradezu imposante Armee geschaffen. Was jetzt gekommen ist, das mußte kommen. Aber der Berliner Vertrag ist verletzt. Ja, freilich. Indessen der Berliner Vertrag hatte im Juli 1878 ein Nord- und ein Süd-Bulgarien geschaffen. Süd-Bulgarien, von nun an Ostrumelien genannt, verblieb der Türkei, und ein christlicher Statthalter, der auf je zehn Jahre vom Sultan ernannt und von den Mächten bestätigt wurde, sollte die Verwaltung führen. Am 18. September 1885 wurde die Vereinigung beider Bulgarien verkündet. Das war eine flagrante Verletzung des Berliner Vertrages, aber die Pforte ergab sich schon im Jahre 1886 darein, daß beide Bulgarien eine gleichmäßige Verwaltung und Vertretung in der Sobranje erhielten. Dem Fürsten Alexander wurde das Generalgouvernement über Ostrumelien auf fünf Jahre übertragen. Zehn Jahre später wurde sein Nachfolger Ferdinand ohne Zeitbegrenzung zum Vali von Ostrumelien ernannt. Es ging langsam vorwärts, aber es ging vorwärts und immer in der gleichen Tendenz. Fürst Ferdinand aber hat in seiner Regierungszeit das Wort bewährt: Ich kann warten. Bis er endlich mit kecker und doch ruhiger Hand die reife Frucht pflücken durfte. Nebenbei gesagt: wenn Peter von Serbien, den Goluchowski einst „sympathisch" nannte, wenn Peter der Sympathische König heißt, so hat wohl Ferdinand im Hinblick auf die Leistungsfähigkeit seines Volkes, das Kulturniveau seines Staates, die Bedeutung seiner Machtmittel und — last not least — auf seine eigene staatsmännische Individualität einen nicht schlechter begründeten Anspruch auf diesen Titel.

Die Entrüstung Europas war schon halb verpufft, als die Kunde von der Annexion Bosniens und der Herzegowina zu uns drang. An Gründen fehlt es auch hier nicht, sie sind bekanntlich wohlfeil. Oesterreich hat auf die Sanierung der okkupierten Länder viel Geld, viel Arbeit verwendet, und das genügt. Sein Mandat zur Besetzung und Verwaltung dieser Gebiete war niemals zeitlich befristet, und da sollten wir es nicht als „weise Mäßigung" anerkennen, daß die Monarchie erst jetzt die natürliche Ausgestaltung des durch den Berliner Vertrag geschaffenen Verhältnisses vorgenommen hat? Wir müssen uns der Organisationsleistung Kallays erinnern, und wir dürfen auch nicht vergessen, daß die Mohammedaner Bosniens auf den Einfall kommen konnten, sich in das

jungtürkische Verfassungsparadies hinüberzusehnen und daß die bosnischen Katholiken schon um die Gewährung einer Verfassung petitioniert hatten. Es lag nahe, bei diesem Anlaß die völkerrechtliche Stellung der okkupierten Länder zu ordnen. Eine Realität hat die Türkei nicht verloren, denn der Kaiser von Oesterreich waltete in dem jetzt annektierten Gebiet als Souverän, und das Prestige des neuen Kurses hat Aehrenthal klug geschont, indem er sich bereit erklärte, den Sandschack Novibazar zu räumen.

Ueberhaupt scheint Aehrenthal nicht nur ein temperamentvoller, sondern auch ein besonnener Diplomat zu sein; seine Aktion war, wenn nicht alles trügt, wohl vorbereitet. Italien hat sich eine Kompensation gesichert — welche, wird sich noch ergeben — und Tittonis Behauptung, es stehe den Ereignissen auf dem Balkan weder isoliert noch unvorbereitet gegenüber, war keine leere Redensart. Etwas undurchsichtiger ist Rußlands Haltung, obwohl Aehrenthal in seinem Exposé vor den Delegationen versichert hat, daß Oesterreich, Italien und Rußland hinsichtlich der Balkanlage übereinstimmender Ansicht seien. Rußland kann mit dem überaus engen Anschluß Bulgariens an Oesterreich unmöglich zufrieden sein, gab es doch eine Zeit, wo die Russen in Sofia wie in einem Gouvernement schalteten. Jedenfalls aber darf die Frage, ob der Friede gesichert sei, mit jener Zuversicht bejaht werden, die nur durch die Unlogik der Dinge, das heißt, durch die menschliche Leidenschaft dementiert werden kann. Die Türkei hat bereits erklärt, daß sie ihr Geschick in die Hände der Mächte lege. Ein unbesonnener Schritt wäre vielleicht von Serbiens verzweifelter Großmannssucht zu fürchten gewesen, indessen Aehrenthal hat in seiner Delegationsrede zu stark betont, daß Oesterreich hinter Bulgarien stehe, als daß eine kriegerische Aktion von dieser Seite noch zu erwarten wäre. War auch Serbiens Politik in den letzten Jahren völlig aberwitzig, bis zur Selbstvernichtung wird sie sich nicht verirren. Und die etwaigen Kriegsgelüste Bulgariens kann Oesterreich gerade in seiner Protektorenstellung leicht zügeln.

Trotzdem können noch Komplikationen eintreten. Die Verluste an sich bedeuten nicht viel, aber die Kumulierung kann sie unerträglich machen. Den Anschluß Kretas an Griechenland könnte die Türkei verschmerzen, weil auch hier nur die tatsächlichen Verhältnisse legitimiert werden. Aber der Appetit kommt, wenn man den anderen essen sieht, und zumal, wenn ein Kongreß einberufen wird, ist es unabsehbar, wieviel Kompensationsansprüche zur Anmeldung gelangen werden. Wir haben ähnliches im eigenen Lande erlebt, als die Kanalvorlage perfektuiert werden sollte.

Wie diese Ereignisse auf die innere Entwicklung der Türkei wirken werden, ist schwer zu sagen. Sie stärken zunächst sicher die Reaktion, und schon scheint die Zersetzung in dem Komitee selbst zu beginnen. Aber auch ein Krieg, der immer auf straffe Zentralisierung hinwirkt, wäre den alten Gewalten zugute gekommen. Noch kann niemand entscheiden, ob alles dies einen Anfang oder ein Ende bedeutet.

Natürlich lasen wir in den führenden Berliner Blättern schon wieder schadenfrohe Telegramme, welche die „unglaubliche Ueberrumpelung Englands" bespöttelten. Zunächst ist in der Türkei nur ein jäh aufflammender Albion-Enthusiasmus zu konstatieren, und ich vermag nicht zu erkennen, worin Englands Echec sich dokumentieren soll. Die Tatsache, daß Deutschland für die nächsten Jahre in der Türkei ausgespielt hat, weil es sich jetzt wohl oder übel für Goluchowskis glänzende Sekundantendienste

dankbar erweisen muß, wird den König Eduard nicht allzusehr kränken. Und im übrigen muß sich die Situation erst aus dem Depeschennebel lösen und sich etwas deutlicher abzeichnen, ehe wir uns der reinsten Freude, der Schadenfreude hingeben dürfen. Sind Italien und Oesterreich wirklich einander so nahe getreten, wie Aehrenthal behauptet, ist wirklich eine Art Dreibund als Zweckverband für Balkandinge begründet, dann sind diese Ereignisse nicht gerade dazu angetan, uns in dem Glauben an die Inkommensurabilität unserer Diplomatie zu bestärken.

General Kuropatkins Memoiren

Fortsetzung

Aber nicht nur über die materielle Stärke Japans waren unsere Informationen unzureichend. Wir unterschätzten die moralische Kraft der Japaner oder übersahen sie auch ganz. Nach dem großen Heerführer Napoleon sind drei Viertel des Erfolges einer Armee im Kriege dem moralischen Charakter ihrer Soldaten zuzuschreiben. Dieser Zusammenhang des moralischen Charakters mit dem materiellen Erfolg besteht noch immer. Und heutzutage hängt die moralische Stärke eines Heeres mehr denn je von der Stimmung der ganzen Nation ab. Die Armeen sind jetzt so gestaltet, daß die Soldaten zum größten Teil aus den Reserven genommen werden. Ein erfolgreicher Krieg muß daher auch ein populärer sein, und der Sieg muß in herzlicher Uebereinstimmung des ganzen Volkes mit seiner Regierung errungen werden. Der Kampf in der Mandschurei war für die Japaner, aber nicht für uns ein populärer Krieg. Die koreanische Frage und die Vorherrschaft auf dem Stillen Ozean berührte japanische Lebensinteressen, und deren immense Bedeutung wurde von dem japanischen Volk so klar erfaßt und so vollauf gewürdigt, daß der Krieg zum Schutze dieser Interessen eben ein nationaler war. Japan verbrachte zehn Jahre damit, sich auf ihn vorzubereiten, und dann führte ihn die ganze Nation. Die Japaner, die sich der Tragweite ihres Verhaltens in bezug auf die Zukunft ihres Landes wohl bewußt waren, fochten mit Todesverachtung und einer Hartnäckigkeit, wie wir sie in keinem früheren Kriege beobachtet hatten. Wiederholt haben wir es erlebt, daß eine Handvoll japanischer Soldaten sich in Dörfern, die wir erstürmt hatten, in einem Hause verbarrikadierten und sich dort eher töten ließen, als daß sie sich ergaben oder flohen. Japanische Offiziere, die in unsere Hände fielen, sogar verwundete, verübten meist Selbstmord. Wenn erst eine aus japanischen Quellen geschöpfte wahre Geschichte dieses Krieges vorliegt, wird unserm Stolz wahrscheinlich ein weiterer Schlag versetzt werden. Es ist bereits bekannt, daß wir häufig dem Feinde an Zahl überlegen waren und trotzdem geschlagen wurden. Die Erklärung hierfür ist aber sehr einfach. Während die Japaner uns in solchen Fällen materiell unterlegen waren standen sie jedoch in moralischer Beziehung weit über uns*), und wir sollten dieser Beobachtung während des Krieges ganz besondere Aufmerksamkeit schenken, weil die Geschichte zeigt, daß in allen Kriegen die moralisch überlegene Partei auch die siegreiche war. Die einzigen Ausnahmen bilden der Kampf der Engländer mit den Buren und der Krieg zwischen den nord- und südamerikanischen Staaten. Die Engländer waren moralisch minderwertiger als die Buren, konnten ihnen aber eine erdrückende Uebermacht entgegenstellen, die den Engländern trotz mancher Niederlagen schließlich zum Siege verhalf. Im amerikanischen Kriege befand sich die Armee der Südstaaten in derselben Lage wie die Buren, und den Sieg verdankten die Nordstaaten eben nur ihrer erdrückenden Uebermacht.

Unter anderen lagen folgende Gründe für die moralische Ueberlegenheit Japans vor, die unserer Aufmerksamkeit entgangen war:

Die Erziehung seiner Bürger war seit jeher auf Vaterlandsliebe und Lust zum Kriege gerichtet worden. Die glühendste Liebe zum eigenen Lande wurde jedem

*) General Kuropatkin bedient sich der englichen Worte „materially“ und „morally“.

eingeschärft. Schon in den Schulen bereitete man die Kinder in den frühesten Jahren auf den Soldatenberuf vor. Das Volk blickte mit Hochachtung und Vertrauen auf das Heer, und die jungen Leute waren stolz darauf, zu dienen. Wir übersahen ferner die eiserne Disziplin, die im Heere gehandhabt wurde, und die Rolle, die die Samurai-Offiziere in der Armee spielten. Wir unterschätzten die große Bedeutung der Koreanischen Frage für Japan und das Umsichgreifen der feindseligen Stimmung gegen uns, als Japan nach seinem siegreichen Kampf mit China sich um die Früchte seines Sieges gebracht sah. Die jung-japanische Partei drängte schon lange zu einem Kriege mit Rußland und wurde nur durch eine verständige Regierung im Zaume gehalten.

Als der Krieg begann, erlangten wir unser Begriffsvermögen mit einem Male wieder, aber da war es zu spät. Zur selben Zeit, wo der Krieg in Rußland unbeliebt, ja dem Volke sogar unbegreiflich war, griff ganz Japan, wie ein Mann, mit größter patriotischer Begeisterung zu den Waffen. In einigen Fällen haben sogar japanische Mütter Selbstmord begangen, weil ihre Söhne als zu schwach nicht zum Dienst im Heere zugelassen wurden. Hunderte meldeten sich freiwillig, wenn es galt, die gewagtesten Unternehmungen angesichts des sicheren Todes auszuführen. Viele Offiziere und Soldaten hatten die bei Beerdigung ihrer Körper vorzunehmenden Feierlichkeiten vollziehen lassen, bevor sie in den Krieg zogen. Sie wollten so zeigen, daß sie bereit waren, für ihr Vaterland zu sterben. Die Jugend drängte sich zum Heere, und die Häupter der vornehmsten Familien suchten ihrem Lande dadurch zu dienen, daß sie ihre Söhne zur Front schickten oder sich an den Kriegskosten beteiligten. Einige japanische Regimenter warfen sich mit dem Ruf „Banzai" auf unsere Verschanzungen, schlugen sich durch, füllten unsere Gräben mit den Körpern ihrer toten Kameraden und erzwangen sich, darüber hinwegstürmend, den Weg in unsere Laufgräben. Armee wie Volk waren von der Bedeutung dieses Krieges durchdrungen und zu jedem Opfer bereit, um sich den Erfolg zu sichern.

Nach dem japanisch-chinesischen Kriege, den ich eingehend und sorgfältig studierte, erfaßte mich ein Gefühl der Hochschätzung für die japanische Armee, und ich verfolgte ihr Anwachsen mit ängstlicher Sorge. Als die japanischen Truppen im Jahre 1900 mit den russischen zusammen in der Provinz Petschili eine Rolle spielten, wurde meine Annahme noch bestärkt, daß jene ausgezeichnete Soldaten seien. Während meines kurzen Aufenthaltes in Japan war es mir nicht möglich, mich mit dem Lande und seinen militärischen Kräften vertraut zu machen, aber was ich sah, genügte, um mich zu überzeugen, daß die Fortschritte, die die Japaner im Verlaufe von 25 bis 30 Jahren gemacht hatten, gewaltig waren. Ich sah ein wunderschönes Land mit zahlreichen fleißigen Einwohnern, emsige Tätigkeit herrschte überall, und die Lebensfreude des Volkes, seine Vaterlandsliebe und sein Vertrauen in die Zukunft machten auf mich großen Eindruck. In den japanischen Militärschulen beobachtete ich ein spartanisches Erziehungssystem. Die Uebungen der Kadetten mit Spießen, Büchsen und breiten Schwertern werden nicht annähernd von denen erreicht, die ich in Europa sah — es war ein Fechten wildester Art. Zum Schluß der Uebung gab es einen Kampf Mann gegen Mann, der so lange dauerte, bis die Sieger triumphierend auf den Körpern der Besiegten standen und deren Masken abrissen. In solchen Kämpfen, die sehr ernsthafter Natur waren, schlugen die Kadetten mit lautem Geschrei wild aufeinander los, aber im Augenblick, in dem ein vorher verabredetes Signal gegeben oder der Kampf beendet wurde, stellten sie sich in Reih und Glied auf, und ihre Gesichter nahmen einen Ausdruck eiserner Ruhe an.

In allen öffentlichen Schulen wurde der Hauptwert auf militärische Uebungen gelegt, und die Schüler nahmen mit Begeisterung daran teil. Sogar auf ihren Spaziergängen übten sie sich im Laufen, Umgehen und plötzlichen unerwarteten Angriffen der einen Partei auf die andere. Japans Geschichte wurde überall als Mittel benutzt, die Vaterlandsliebe der Schüler zu stärken, und nicht minder ihren Glauben an Japans

Unüberwindlichkeit. Besonderes Gewicht wurde auf die siegreichen Kriege des Landes gelegt, deren Helden wurden gepriesen, und den Kindern beigebracht, daß nicht eine einzige der militärischen Unternehmungen Japans jemals fehlgeschlagen sei.

In den Waffenfabriken beobachtete ich die Umarbeitung von Büchsen in ungeheurer Anzahl, die Arbeit wurde schnell, sorgfältig und billig ausgeführt. In Kobe und Nagasaki besichtigte ich aufs eingehendste die Schiffswerften, in denen man Torpedoboote baute und Kreuzer ausrüstete. Alle Arbeit wurde von japanischen Mechanikern und Werkführern unter Leitung eigener Ingenieure verrichtet. Auf der großen National-Ausstellung in Nagasaki entfaltete sich eine glänzende und lehrreiche Darstellung der Erzeugnisse des Landes, bestehend aus Produkten der Textil- und Baumwollindustrie, komplizierten Werkzeugen, Pianos, Geschützen größten Kalibers, alles in Japan, von japanischen Arbeitern und aus japanischem Material hergestellt. Ich sah nichts fremden Ursprungs, ausgenommen Rohbaumwolle und Eisen, die aus China und Europa eingeführt wurden. Und die auf dieser Ausstellung gezeigten Produkte waren ebenso sehenswert wie das beobachtende, höfliche und würdevolle Benehmen der japanischen Besucher. In der Landwirtschaft Japans war manche Methode veraltet, aber die Kultur fraglos hoch. Die Felder wurden sorgfältig bearbeitet, und das Bestreben, jeden Fuß breit Landes möglichst ertragreich zu machen und selbst auf steinigem Boden Ernten zu erzielen, war ersichtlich. Die Unzulänglichkeit der Nahrungsmittel des Landes, trotz der intensiven Bodenbearbeitung, zeigte deutlich die Zunahme der Bevölkerung auf ihren Inseln. So war die Koreanische Frage für Japan eine Lebensbedingung. Ich lebte zehn Tage unter Fischern und sah so die Kehrseite des rapiden Aufschwungs Japans nach europäischem Muster. Manche Klage wurde laut über zu hohe Abgaben, die in den letzten Jahren noch zunahmen, und über die hohen Kosten des Lebensunterhaltes.

Ich wohnte einer Besichtigung japanischer Truppen bei — zweier Gardedivisionen, zweier Regimenter der ersten Division, zweier Regimenter Kavallerie und vieler Batterien. — Das Marschieren ging bewunderungswürdig. Die gewöhnlichen Soldaten sahen aus wie unsere Junker. Die Offiziere und Führer der japanischen Armee machten auf mich einen äußerst günstigen Eindruck. Die Pflege und Kenntnis militärischer Angelegenheiten würden ihnen einen Ehrenplatz in jeder Armee gesichert haben. Zu General Terauchi, dem japanischen Kriegsminister, stand ich seit 1886 in freundschaftlichen Beziehungen. Damals trafen wir uns in Frankreich, gelegentlich der von General Levalle geleiteten großen Manöver. Ich lernte dort unter anderen auch die Generale Yamagata, Oyama, Kodama, Fukushima, Nodzu, Hasegawa und Murata, sowie die beiden kaiserlichen Prinzen Fushini und Kanin kennen. Trotz eines schrecklichen Krieges, der eine Scheidewand errichtete zwischen den beiden Nationen, die bestimmt schienen, in Einigkeit und Freundschaft miteinander zu leben, hege ich noch heute ein sympathisches Gefühl für meine Tokioer Bekanntschaften. Besonders erinnere ich mich ihrer glühenden Vaterlandsliebe und der Anhänglichkeit an ihren Kaiser — Gefühle, die sich nachher bewährten. Dann traf ich auch in Tokio leitende Persönlichkeiten auf anderen Gebieten. Unter diesen befanden sich Ito, Katsura und Komura. In dem Bericht, den ich nach meiner Rückkehr aus Japan dem Kaiser unterbreitete, stellte ich die Militärmacht Japans auf die gleiche Höhe mit der europäischer Nationen. Ich hielt eins unserer Bataillone für gleichwertig mit zwei japanischen in Verteidigungsstellung, glaubte aber einem angreifenden japanischen Bataillon zwei von unseren gegenüberstellen zu müssen. Der Verlauf des Krieges hat gezeigt, wie richtig meine Schlüsse waren. Es war natürlich beklagenswert, wenn die Japaner mit wenigen Bataillonen unsere Truppen aus ihren Stellungen vertrieben. Diese Resultate sind aber entweder auf Fehler in der Führung unserer Truppen zurückzuführen, oder darauf, daß die Gefechtsstärke unserer Bataillone numerisch niedriger war. In den letzten Tagen der Schlacht bei Mukden bestanden einige unserer Brigaden aus kaum mehr als 1000 Bajonetten. Es ist klar, daß die Japaner nur zwei oder drei Bataillone aufzustellen brauchten, um mit einer derart zusammengeschrumpften Brigade fertig zu werden.

Fortsetzung folgt

Das Weib / Von M. Artzibaschew

Artzibaschew ist als Verfasser des Ssanin berühmt geworden. Der Ssanin hat eine Generation über ihre Absichten orientiert: das Geschlecht, welches von der hemmungslosen Humanität der Revolution übersättigt ist und mit einem starken Wellenschlag zum andern Gipfel zurückgeworfen ist: zum egozentristischen Nachgeben gegen das Chaos der Instinkte. Das ist die sicher triviale Heilslehre des Ssanin. Aber die tendenziöse Sicherheit, mit der diese Orthodoxie an allen Figuren wiederkehrt, gab vielen Gleichgestimmten ein deutlich bestimmtes Ziel für ihr noch unklares Trieb-leben: zahllose Vereinigungen zur geschlechtlichen Willkür traten unter dem Namen „Ssaninisten" zusammen, und das erstreckte sich bis auf die berüchtigten Gymnasiastenvereinigungen zur Ausübung der freien Liebe. Der Name Ssaninist wird für den Historiker der russischen Moral einen nicht minder präzisierenden Wert haben, wie für uns der Begriff der Wertherisentimentalität, wobei wir allerdings nicht vergessen wollen, daß auf der einen Seite ein großer Dichter und auf der andern ein nur begabter Literat steht.

I

Meine Frau war ein großes, hübsches, schöngewachsenes Weib. Vor der Hochzeit ging sie stets in kleinrussischem Kostüm, wohnte in einem alten, aus Holz gebauten Landhaus mit dichtem Kirschgarten, sang hübsche traurige kleinrussische Lieder und flocht mit Vorliebe ganz einfache rote und gelbe Blumen in ihr schwarzes Haar.

Hinter dem Garten des Hauses, in dem sie mit ihrer Familie wohnte, fuhr die Eisenbahn auf einem hohen, unten mit Kletten bewachsenen und oben mit weißem Sand bestreuten Damm, der im Mondschein wie bläuliche Kreide glänzte.

Ihr Bruder, ein großer, cholerischer, kahlköpfiger Mensch mit kleinem Bauch, trug einen gelben Drillichanzug, der unter der Achsel stets durchgeschwitzt war. Dieser Bruder liebte mich nicht, und ich war niemals in ihrem Hause. Zum Stelldichein kam sie durch den Kirschgarten, auf den Damm, in einen kleinen zarten weißen Birkenhain. Schon von weitem war ihre hohe, geschmeidige Gestalt zu sehen, die sich als weiche Silhouette von dem unendlich weiten und tiefen, mit kleinen goldenen Sternen besäten und mit gleichmäßig kaltem Mondlicht übergossenen Himmel abhob.

Hinter dem Damm war dichter, schwarzer Schatten, in dem unbeweglich und wachsam die zarten Birkenstämme standen und hohes, feuchtes Gras vom Boden in die Höhe strebte. In diesem Gehölz erwartete ich sie, und mir war in dem bläulichen Schatten bange und fröhlich zumute. Wenn sich vor dem Himmel, hoch über mir die bekannte Gestalt zeigte, kletterte ich ihr durch das feuchte Gras entgegen, reichte ihr die Hand, und dann liefen wir beide, fast fallend, im Sturmschritt bergab, zerteilten die dichte Luft, die durch das Haar strich und in den Ohren sauste, flogen in das finstere, stille Gehölz, blieben plötzlich bis an die Knie im Grase stehen und preßten uns heftig und fassungslos mit dem ganzen Körper aneinander.

Wir sprachen fast nicht, hatten gar nicht das Bedürfnis, zu reden. Es war ganz still und duftete nach einem sonderbaren, geheimnisvoll unverständlichen Geruch, von dem sich der Kopf drehte und außer heftigem und ängstlichem Entzücken alles aus dem Sinn schwand. Durch den feinen, spröden Stoff fühlte ich, wie ihr junger, starker, praller und zarter Körper zitterte und sich wand, und wie ihre runde, weiche Brust unter meinen Fingern nachgab und ihnen entglitt. Ganz dicht vor meinem Gesicht sah ich in der Dunkelheit ihre halbgeschlossenen, nichts mehr sagenden Augen unter den Lidern schwach und geheimnisvoll blinzeln. Das Gras war feucht und spritzte kalten, angenehmen Tau auf den in der kühlen, feuchten Luft sonderbar erhitzten Körper. Als unser sieghafter Herzschlag durch den ganzen Hain schallte, war uns gerade, als ob in der unermeßlichen Welt niemand sei als wir, und inmitten dieser schwankenden Fichten, des feuchten Grases und des eigentümlich duftenden tiefen Haines niemand uns stören könne. Die Zeit verstrich irgendwo außer uns; alles war von dem einen brennenden, unerklärlich schönen, mächtigen und kühnen Lebensdurst erfüllt . . .

Als dann der Himmel sich zu lichten begann und die Dunkelheit unter den Birken durchsichtig und blaß wurde, kam still und groß der Mond über dem Damm heraus, und sein blasses, geheimnisvolles Licht rührte irgendwo an die Finsternis, färbte die zarten Birkenstämme mit bleichen Flecken und zog ihre krausen Schatten über das feuchte Gras. Auf dem kohlschwarzen Damm sauste, den Mond einen Augenblick verdunkelnd und die Sterne mit zähen Rauchfetzen verhüllend, ein langer schwarzer Zug dahin. Die Erde zitterte und summte, etwas metallisch Hartes und Festes knirschte und rauschte; unten aber, im stillen Haine, zitterten schwach und furchtsam die zarten Birkenzweige.

Als der Zug in der Ferne verstummt war und der Qualm im Frühmorgennebel dahinschmolz, half ich ihr auf den Damm, während ich mich selbst kaum auf den schwachen Beinen hielt. Die Höhe erkletterte sie allein, ich stand einen Schritt tiefer und sah von unten zu ihr auf, spürte dicht am Gesicht das Rauschen und den Geruch der zerknüllten Röcke. Sie lächelte schamhaft und triumphierend, wir flüsterten etwas, dann ging sie, vom bleichen Mondlicht und dem schwachen Dämmerschein übergossen, den Damm hinab, und mir war noch lange hinterher, als wenn alles ringsum mit ihrer Stimme flüsterte und ihren aufregenden, wollüstigen Geruch ausströmte.

Ich blickte ihr lange nach, ging dann weit ausschreitend, tief und leicht atmend und lächelnd dem Morgenrot entgegen.

In mir sang alles und zog mich mit unwiderstehlicher Kraft irgendwohin. Ich spürte Verlangen, die Arme zu schwingen, zu schreien, mit der Brust den Boden zu schlagen, und es schien mir sonderbar und lächerlich, dem mir entgegenkommenden Zuge mit seinen toten Feueraugen, seinem Donnern und Pfeifen Platz zu machen. Das Morgenrot brannte vor mir wie eine Freudenwelle, die den ganzen Himmel einnahm, und in mir wogte ein mächtiges gerührtes und dankbares Gefühl.

II

Ich arbeitete damals an einem großen Bild und liebte dieses Bild. Mit ihr sprach ich niemals über mein Bild, wie ich überhaupt nicht über mein Leben sprach. In meinem Leben war viel Lustiges und Langweiliges, Schweres und Fröhliches, am meisten aber Kleinliches, Uninteressantes — ich aß, trank, schlief, dachte an Kostüme und arbeitete; hatte Freunde, mit denen ich zwanglos und einfach verkehrte — alles das war gewöhnlich und verständlich.

Sie aber war so schön, aufregend und geheimnisvoll, und ich brauchte gerade so eine Schöne und Geheimnisvolle, die niemandem glich; sie sollte mir das geben, was ich im ganzen übrigen Leben nicht finden konnte.

Und so waren in meinem Leben, wie Tag und Nacht, zwei Welten, und obgleich sie beide volles Leben geben, flossen sie doch nicht zusammen.

III

Wir ließen uns in der kleinen dunklen Dorfkirche in Gegenwart nur der allernotwendigsten Zeugen trauen. Ich hatte nicht an eine Ehe gedacht und sie nicht darauf bestanden; aber andere Leute redeten davon, und wir widersetzten uns nicht, weil uns schien, es müsse so sein. Nur einen Tag vor der Hochzeit war mir schrecklich schwer und beklommen zumute.

In der Kirche war es dunkel und laut. Der Pope und der Küster lasen und sangen etwas Unverständliches und Gleichgültiges. Mir war neugierig und etwas unbehaglich zumute; ich hatte ein sonderbares und ungemütliches Gefühl bei dem Gedanken, daß alles, was hier geschah, durchaus ernst und wichtig sei, und mein Leben nun bedeutsam und geheimnisvoll verändern würde. Als ich mir diesen Gedanken einprägte, lächelte ich unwillkürlich und fürchtete, ich würde durch dieses Lächeln alle Anwesenden beleidigen. Meine Frau, wie stets schön, stattlich und zart, stand neben mir, sie hatte statt des gewöhnlichen einfachen, bunten Kostümes ein langes graues, festes Kleid an. Sie schien mir schön, geheimnisvoll und angenehm nahe, aber irgendwo in mir ruhte

ein sonderbares, fremdartiges und feindseliges Gefühl. Als wir uns in Gegenwart aller küßten, kam ich mir ungeschickt vor, und ich fühlte mit kühlem Interesse, wie weich und heiß ihre Lippen waren . . .

Dann gingen wir alle zusammen über eine sinnlos laute Straße. Ihr Bruder, den ich bei der allgemeinen Beglückwünschung nicht hatte küssen mögen, schlug vor, in einem Restaurant Tee zu trinken, und alle erklärten sich nicht mit Vergnügen, sondern so, als ob nichts anderes übrig bliebe, einverstanden. Ich ging mit meiner Frau eingehakt vorauf; es war uns gleichzeitig peinlich und angenehm, nebeneinander zu gehen.

Während wir gingen, fühlte ich mit dem Ellbogen unter dem grauen festen Stoff den bekannten weichen und warmen Körper, der unter dem straffen, kalten Gewebe fast erhitzt war, und wiederholte mir in Gedanken fortwährend:

„So ist es jetzt: sie ist mein Weib . . . Weib . . . Weib . . .“

Ich bemühte mich, dieses Wort mit aller Inbrunst auszusprechen, und suchte den Ton, in dem es wie ein bedeutsames geheimnisvolles Symbol klänge. Es klang wie jedes andere Wort, leer und leicht.

Im Restaurant nahmen wir ein separates Zimmer, tranken schlecht schmeckenden Tee und aßen Kuchen. Zu reden wußten wir nichts, und es war ein eigentümliches Gefühl, daß um uns herum gar nichts Besonderes vorging, während sich doch in unserem Leben abspielte, was noch niemals dagewesen war.

Dann fuhren wir in einem fast leeren Waggon der Vorstadtbahn und stritten unter dem Lärm und Donnern der Räder über ein Sprichwort, das mir schrecklich dumm, ihrem Bruder aber und dem Studenten, der als Brautführer fungierte, sehr weise und treffsicher vorkam.

Mein Weib hörte zu und schwieg; ihre Augen aber glänzten im Halbdunkel. Es kam mir vor, als wenn ich und der Student uns gar nicht um etwas stritten, was uns interessierte, sondern als ob wir vor ihr im Scharfsinn wetteiferten, und ich sah deutlich, daß sie dasselbe dachte und daß es ihr angenehm war. Dann ärgerte ich mich und fand es sonderbar, daß sie sich gegen uns beide jetzt noch gleich verhielt! Sie stand dann auf und trat auf die Plattform; ich wollte ihr nachgehen, tat es aber aus irgendeinem Grunde nicht. Wahrscheinlich, weil alle erwarteten, daß ich aufstehen und ihr nachgehen würde, und weil es sich so „gehörte“.

Im Landhaus wollten wir wieder Tee trinken, aber statt dessen brachte ein anderer kleiner einfacher und lustiger Student Wodka. Ich trank wenig, mochte nicht trinken, freute mich aber in diesem Augenblick über den Branntwein, lachte, trank und aß Hering, der nicht mundete. Mit meiner Frau hatte ich nichts zu besprechen, sie saß entfernt. Ich blickte bisweilen verstohlen zu ihr hin und fand es seltsam, daß sie so ruhig und sicher dasitzen und in meiner Gegenwart alle anblicken konnte, und daß sie sich wegen des Vorgangs im Birkenhain nicht schämte . . .

Ferner kam es mir so vor, als ob der Student mich ihretwegen haßte, und ich fühlte mich ungemütlich, wie zwischen Feinden, die man fürchten und hassen muß. Als der Student vom Fechten sprach, sagte ich, ich föchte gut. Der andere Student brachte uns lachend zwei Kindersäbel aus Blech und schlug uns vor, die Probe zu machen.

„Auf die Mensur! Bindet die Klingen! Los!“

Wir standen zwischen Tisch und Sofa unbequem und kreuzten dort unsere schwach und ängstlich klirrenden Kindersäbel. Meine Frau stand auf, um uns Platz zu machen; ich sah in ihren Augen wieder wollüstige Neugierde. Da ergriff mich plötzlich unbezwingliche Wut und Haß gegen den Studenten, und an seinem schnell erblassenden Gesicht merkte ich, daß auch er mich haßte und fürchtete. Wahrscheinlich fühlten es alle, denn die Frau des Bruders stand auf und nahm uns die Säbel weg.

„Ihr stecht euch noch die Augen aus“, sagte sie und warf die Säbel hinter den Schrank.

Der Bruder kicherte sonderbar; der Student schwieg, und meine Frau machte ein selbstgefälliges, falsches Gesicht.

Nachts ging meine Frau in ihr Zimmer; ich und die beiden Studenten legten uns auf den Fußboden.

In der Dunkelheit kam mir wieder der Gedanke: warum schämte sich meine Frau nicht wegen des Vorgangs im Hain? Weil außer uns niemand davon wußte? .... Entweder war es etwas, wegen dessen man sich überhaupt nicht zu schämen brauchte, etwas Gutes; oder sie war ein schamloses, freches, verdorbenes Weib. Wenn es etwas Gutes war, warum taten dann alle es heimlich, und warum hatten wir uns trauen lassen? Wenn es aber schlecht war, dann war sie ein sittenloses, gefallenes Weib, und warum hatte ich sie dann geheiratet? Wie kam ich zu dem Glauben, daß sie sich jetzt, hinter meinem Rücken, nicht anderen hingeben würde; genau so, wie sie es früher mir gegenüber getan . . .

Als sie noch nicht mein Weib war und wir beide uns unserer Freiheit erfreuten, hatte mir die Kühnheit gefallen, mit der sie sich mir hingegeben und aus Liebe alles gewagt hatte. Damals dachte ich nicht daran, daß es für sie ebenso angenehm schrecklich und interessant sein würde, mit jedem anderen Manne zu verkehren, der an meine Stelle träte. Das ging mich ebensowenig an wie der freie Flug des Vogels, über den ich mich freute. Jetzt aber, wo sie meine Frau geworden, in mein Leben eingetreten war, dieses an sich gerissen und mir das ihrige gegeben hatte, erschien mir das schrecklich, weil es ein Unsinn war, der alles zugrunde richten, jeden Gedanken an das, was wir für das Allerwichtigste zu halten uns bemühten, unmöglich machen würde.

Ich quälte mich die ganze Nacht, um nicht zu schlafen. Mir war infolge eines unerträglich bohrenden, fressenden Gefühls heiß und schwer zumute; ich hatte das Gefühl, ich brauchte nur einzuschlafen, so würde der Student aufstehen und sich zu meinem Weibe schleichen. Eine Art Albdrücken brannte in Brust und Kopf, und mir war, als wenn mein Weib hinter ihrer Tür nicht schliefe, sondern schweigend und gierig auf etwas lauerte! . . .

Ich fühlte, wie ich mit dem Kopf in etwas Schmutziges, Oedes, Gemeines hineinsank, und wußte sofort, daß dieses widerwärtige, unsinnige Gefühl mir überhaupt nicht eigen sei, sondern von außen, von der Seite, wie ein Alb, ein Dunst mich erstickte, erwürgte, vernichtete.

Das kann nicht sein . . . es ist und ist nicht so, bemühte ich mich, mir einzureden, und wußte doch nicht, warum es nicht sein könnte.

IV

Es war ein sonderbarer, schwer faßlicher Gedanke, daß ich nicht mehr allein sei, daß jedes meiner Worte, jede Tat in einem anderen Wesen widerhallte, das durchaus nicht ebenso und nicht dasselbe sah, fühlte und dachte wie ich.

Vom ersten Tage an verschwand all das Schöne, Geheimnisvolle und Starke, das jene Nacht uns gegeben hatte. Tausend dumme, müßige Kleinigkeiten tauchten scharenweise auf und machten alles unschön, simpel, unbedeutend. Zum erstenmal im Leben schämte ich mich meines „Ichs", meiner Armut, schämte mich, weil ich mich für Trivialitäten interessierte, unschöne Dinge verrichtete, mich in Gegenwart meiner Frau ankleidete. Unsaubere Wäsche, ein zufälliges Aufstoßen, eine durchgescheuerte schmierige Jacke, die unbedeutende Stellung, die ich in der Gesellschaft einnahm — alles vernichtete spurlos das schöne, leuchtende Bild, das die Nacht, der Hain, das Mondlicht, meine Stärke und Leidenschaft in ihren Augen geschaffen hatten.

Und mein Weib ließ sich mit einemmal gehen, wurde schwerfällig und gewöhnlich. Nach drei Tagen war sie für mich genau so verständlich und gewöhnlich wie jedes andere Weib im Hause und auf der Straße. Ja, noch mehr. Morgens, ungewaschen und ungekämmt, erschien sie im Gesicht weit magerer als sonst. Sie trug eine Untertaille aus gelbem Köper, die unter den Achseln genau so durchgeschwitzt war wie die Jacke ihres

Bruders. Sie aß viel und unschön, aber sehr pedantisch; geriet leicht in Erregung und wurde verdrießlich.

Ich mußte eine Menge unbedeutender und unwichtiger Dinge verrichten, an die ich nicht gewöhnt war, und zwar mußte ich sie nicht so verrichten, wie es mir gefiel und für mich allein notwendig schien, sondern wie es für uns beide, zwei so ganz verschiedene Wesen, angebracht war. Das ließ sich nur durch Verzicht auf viel Eigenes ermöglichen, und mit jedem Tage wuchs die Menge dieser „Entsagungen", und was ich für mich selbst ausführen und im Leben erproben konnte, wurde immer weniger.

Wir zogen in die Stadt in ein kleines möbliertes Zimmer, in dem alles sauber und ordentlich war und jeder Stuhl, die Lampe, das Bett in einfacher, langweiliger Sprache von einem langen, gleichmäßigen Leben erzählten.

Meine Frau wurde schwanger. Als sie mir das sagte, überraschte mich am meisten das Wort selbst, das so roh, plump, verdrießlich und entscheidend klang.

Jetzt erhoben sich, wie Staub, vom Boden des Lebens noch mehr Kleinigkeiten, die schon keine Kleinigkeiten mehr waren, sondern hartnäckig und gebieterisch wie ein Gesetz in die Augen sprangen, ernste Aufmerksamkeit, Anspornung aller Seelenkräfte heischten. Als ich allein war, hatte ich keine Sorgen; ging etwas nicht, wie es sollte, haperte es am Gelde, Essen, an der Wohnung — so konnte ich immer irgendwohin gehen, meinetwegen ins Asyl für Obdachlose, konnte die Not durch Humor und Gleichgültigkeit mildern und fühlte mich dabei immer frei, leicht und lebenslustig. Seit wir aber zu zweien waren, konnte ich nicht mehr gehen und alles vergessen, sondern mußte unbedingt dafür sorgen, daß alles „da war", und konnte mich nicht von der Stelle bewegen, als wenn mein Körper angewurzelt wäre. Allein hätte ich das gern ertragen, ich konnte aber nicht ruhig mit ansehen, wie ein anderes Wesen litt, das mir teuer und für das ganze Leben mit mir verbunden war. Selbst wenn ich hätte vergessen und fortgehen können, wäre das schon kein Leichtsinn mehr, sondern Grausamkeit gewesen. Wo ich auch war, was ich auch tat, jene Kleinigkeiten verfolgten mich unablässig, machten sich jede Minute bemerkbar, schrien mir ins Ohr, erfüllten mein Inneres mit Verzweiflung und Angst.

Die Tage vergingen. Ich liebte mein Weib, und sie liebte mich. Aber es war jetzt schon die neue ruhige, gleichgültige Liebe des Eigentümers, in der mehr Anmaßung und Anhänglichkeit als Leidenschaft und Kraft enthalten war. Bisweilen kam es uns direkt sonderbar vor, daß alles „das" eigentlich aus Leidenschaft geschähe. Und während wir alles dachten, fühlten und taten, was wir mußten, und während alles uns als das Leben erschien, uns erregte, erfreute, quälte — ging die Schwangerschaft meiner Frau nach bestimmten, von uns unabhängigen Gesetzen ihren Gang, nahm immer mehr Platz in unserem Leben ein, verdrängte alle anderen Interessen und Wünsche.

Sonderbar war, wie meine Frau sich gegen ihren Zustand verhielt; er bedeutete für sie etwas unendlich Wichtiges, Tiefes, Heiliges. Sie vergaß diesen Zustand nicht eine Minute, behütete das zukünftige Kind und fragte sich niemals, wer dieses Kind würde, wozu wir es nötig hätten, warum es kommen würde, und ob es Glück oder Kummer brächte. Seine Geburt erschien ihr wie das Aufgehen einer strahlenden Sonne, die ihr und mein Leben von einer anderen, richtigen Seite beleuchten, allem Sinn verleihen und Freude bringen würde. Gleichzeitig war ich mir klar bewußt, daß das Kind unabhängig von meinem Willen kommen würde, daß ich es wünschen oder nicht wünschen konnte — es würde dennoch kommen; daß ich es gar nicht brauchte, weder jetzt, noch sonst (auf keinen Fall so, wie ich und alle Welt stets und ständig die Sonne brauchen), daß mich der zukünftige Mensch nichts anginge, daß sein Leben ganz anders sein könnte, als es mir interessant und gut erschien, daß ich mein eigenes, großes, freies, mich ganz in Anspruch nehmendes Leben führte, das ich noch nicht erschöpft, und das niemand von mir verlangen könnte. Und je mehr ich an die Zukunft dachte, um so überflüssiger und lästiger erschien mir die Geburt des Kindes; es durchkreuzte all meine Lebenspläne, und schließlich erregte diese Schwangerschaft in

mir ein bösartiges Gefühl, wie es durch unbequeme, lästige Lebensbedingungen hervorgerufen wird.

Einmal sagte mein Weib:

„Vater und Mutter sind Sklaven ihrer Kinder!“ und lächelte dabei glückselig.

Ich wunderte mich und schwieg. Bis dahin hatte ich stets geglaubt, ich brächte es nicht fertig, ein Bettler zu sein, und gedacht, das wäre gut. Jetzt aber fühlte ich, daß es so kommen würde und gar nicht anders sein könnte; ich würde ein Sklave werden, müßte es, da ich kein schlechter, sondern ein gewissenhafter Mensch sei, und da der Instinkt sich stärker als die Vernunft erweisen und mir diese unsinnige Bürde der animalischen Liebe zu meinem Kinde auferlegen würde. Und im selben Augenblick fühlte ich einen Ansturm ohnmächtiger Verzweiflung und ein bitteres, bösartiges Gefühl. Ich sah, daß dieses mich überwältigte, und haßte die Zukunft mit jenem unerbittlichen, hoffnungslosen Haß, den ein Sklave gegen seinen Herrn fühlt. Meine Frau aber sah in dieser Sklaverei das wahre Glück, wie ein in Knechtschaft geborenes Wesen, das die Freiheit gar nicht versteht.

„Wie ist es nur zu erklären,“ dachte ich, „daß, obwohl sogar in der Bibel steht, Gott habe die Mutterschaft als Strafe bezeichnet, die Menschen ein großes Heil daraus gemacht haben?“

V

Ich hatte zwei Freunde, beide Künstler wie ich, einfache, lustige, lebhafte Menschen, die ich sehr gern sah. Früher hatten wir uns stets zusammen herumgetrieben, und unser Leben bot den Reiz eines völlig unabhängigen, lustigen Bohèmedaseins.

Jetzt war mir diese Lebensform ungemütlich, ich ging nicht einmal gern längere Zeit aus dem Hause; ich hätte meine Frau dadurch betrübt, und das wollte ich nicht, da ich sie liebte. Allerdings ließ sie mich zu Studien gern fort und schickte mich sogar aus dem Hause, machte aber ein bekümmertes Gesicht, härmte sich und litt offenbar, wenn ich dorthin ging, wo gespielt wurde oder Weiber waren; und wenn sie auch nichts sagte, so verurteilte sie mich doch im stillen wegen des Spiels, der Bummelei und der Dummheiten. Das schlimmste war, daß sie recht hatte; alles das war tatsächlich schlecht, und ich wußte das auch; es war aber doch sonderbar und lästig, daß nicht ich selbst den Entschluß faßte, mein Leben zu ändern, sondern daß es für mich jemand anders tat.

Bei den Studien fehlte jetzt gerade das, was früher ihren Reiz ausgemacht hatte; wenn ich früher aus der Stadt hinausging, fühlte ich nur eins: mir war unendlich wohl auf dem freien Felde, und ich hatte nur den einen Wunsch, möglichst weit zu gehen. Wenn ich mich verlief, auf dem Felde übernachtete, so war das noch besser, noch freier, noch weiter. Jetzt dagegen dachte ich, es sei nicht hübsch von mir, mein Weib den ganzen Tag allein zu lassen.

„Du kommst doch zum Mittagessen?“ fragte sie.

Und ich dachte die ganze Zeit ängstlich daran, daß ich ja nicht zu weit ging, mir genau den Weg merkte, mich auf dem Rückwege beeilte, und litt tatsächlich, wenn meine Freunde eifrig bei der Arbeit waren und unterwegs irgendwo haltmachten.

„Warum malst du nicht?“ fragten sie, die Farben nur so hinwerfend.

„Bin so faul . . .“ lächelte ich krampfhaft, stand auf, legte mich hin, ging fort und kam mit Qualen im Innern zurück; fürchtete, die anderen könnten meinen Zustand erraten und glaubte, sie hätten ihn erraten. Es war ein beschämendes Gefühl.

War qualvoll, wie für ein gesundes, munteres Tier, das mit einem Strick an den Beinen auf die Weide gelassen wird.

Die Freunde konnten diesen Zustand lange nicht begreifen, und als sie ihn begriffen, bemühten sie sich aus Zartgefühl, mich nicht zu halten. Aber es war für sie langweilig und ungemütlich, und so kamen sie sehr bald, eher, als man hätte erwarten können, dahin, mein Weib als ein lästiges Hindernis zu hassen, das ihnen Gott weiß warum

in den Weg gestellt war. Sie gingen ohne mich aus und verheimlichten es, um mir nicht weh zu tun. Aber ich bemerkte es und ärgerte mich darüber. Bei mir zu Hause fühlten sie sich ungemütlich; sie verstanden sich nur auf Malerei, sprachen nur über sie; mein Weib besaß viel mehr Bildung und Erziehung als sie und sprach gerne über Dinge, die die Freunde durchaus nicht interessierten. Ich liebte mein Weib und ging deswegen mit Freuden auf jeden ihrer Gedanken ein, selbst wenn er mir im gegebenen Moment ganz fern lag. Meine Freunde aber wollten sich nicht einem Wesen unterordnen, das ihnen fremd und unverständlich war. Wäre ich nicht gewesen, hätten sie sich gegenseitig ignoriert; ich brachte sie aber stets wieder zusammen, und nun schleppten sie sich miteinander herum, und mir wurde in dieser Atmosphäre schwer und unerträglich zumute. Und aus Liebe zu meiner Frau wurde ich böse auf die Freunde und dachte, sie könnten sich wenigstens aus Zartgefühl bemühen, nicht so zu sein, wie ihr Wesen es ihnen gebot, sondern wie es meiner Frau gefiel. Sie kamen allmählich seltener, und dann erfolgte der Bruch. Das Ereignis war an und für sich schon unangenehm genug; daß es aber gegen meinen Wunsch und Willen so weit gekommen war, darin lag eine ganz besondere Kränkung, Demütigung, ein bitterer Hohn. Ich war der Meinung, meiner Frau ein großes Opfer gebracht zu haben, während sie es sich als Verdienst anrechnete, daß mir durch ihr Handeln nun endlich die Augen darüber aufgegangen waren, was für hohle und unbedeutende Menschen meine Freunde seien. Wir verstanden uns nicht; sie suchte in den Menschen etwas ganz anderes als ich. Ein ärgerliches Gefühl gegen sie stieg in mir auf, obgleich sie nicht schuld daran war, daß meine Ansichten von den ihrigen abwichen.

VI

Einmal fuhren wir gegen Abend aufs Land. Stiegen auf der kleinen Zwischenstation aus, wo im Warteraum Bauern reihenweise schliefen und verdrießliche Weichensteller wie müde Fliegen auf und ab gingen; schritten Arm in Arm eine halbe Werst weit auf dem Bahndamm und kletterten mühsam auf dem glatten, trockenen Grase in den Hain hinab. Betraten ihn mit einem seltsam traurigen und erwartungsvollen Gefühl. Das Gras war schon verwelkt; eine weich und leise rauschende Schicht trockener Blätter lag darauf. Die Birken waren halb entblättert und schienen dadurch weiter voneinandergerückt und weniger geworden zu sein; es war öde; oben schimmerte ein leerer, kalter Himmel. Wir setzten uns auf den Damm, blickten auf die lautlos zwischen den Birken flatternden gelben Blätter, schwiegen lange unbeweglich und küßten uns leise.

Es roch nach welken Blättern; irgendwo knackte ein trockener Zweig, und in der Ferne pfiff mürrisch und langgedehnt eine Lokomotive. Wir küßten uns wieder, saßen stumm da, lächelten uns traurig an und küßten uns noch einmal. Es wurde stiller und stiller, die fallenden Blätter tanzten immerfort leise durch die Luft und bedeckten die Erde; die Dunkelheit rückte als durchsichtiger, aber dichter Schatten unhörbar und unmerklich, aber schnell heran. Es wurde kalt und ungemütlich. Regen tröpfelte herab.

„Laß uns lieber nach Hause fahren," sagte meine Frau — „auf Besuch ist's schön, aber zu Hause ist's netter."

Wir kehrten zurück, ohne uns umzusehen. Uns war so weh zumute, als müßten wir über etwas weinen, das wir begraben hatten.

Zu Hause brannte Licht, und der Samowar stand fertig. Beim Tee begann ich plötzlich, unerwartet für mich selbst, ärgerlich und boshaft an irgendeine Kleinigkeit anknüpfend, die ich nach drei Worten schon vergessen hatte, aber im Vollgefühl meiner Rache:

„. . . Zwei Menschen können unmöglich ein Leib sein . . . Die Liebe kommt und vergeht wie alles, aber der Wunsch, zu leben, kennt kein Ende . . . Daß sie zusammen ein Kind gebären, sagt noch gar nichts . . ."

„Wieso! Was willst du damit sagen?" rief meine Frau ärgerlich und böse.

„Ja . . . sie gebären es auch gar nicht zusammen, sondern erzeugen nur zusammen den Keim, und das ist nicht dasselbe . . . Gebären tut die Frau, und sie besorgt auch das Nähren und die Erziehung! Die Männer verstehen gar nicht zu erziehen; eben dadurch, daß sie sich viele Jahrhunderte lang mit der Erziehung befaßt haben, ist die Menschheit so roh, grausam und verderbt geworden . . ."

Meine Frau sah mich erschreckt an, als ob ich etwas Schlechtes, Schimpfliches gesagt hätte. Und gerade weil ich damals noch nicht wußte, ob das, was ich sagte, schlecht oder gut sei, erregte dieser Blick noch mehr bösartigen Widerspruch in mir.

„Mann und Weib finden sich nur zum Genuß zusammen und nicht zur Kindererzeugung!" rief ich weinerlich und wollte etwas auf den Boden schlagen und litt unter diesem Wunsch; — „das weißt du, weiß ich; wissen alle! Niemand kann jemandem einen Vorwurf daraus machen, daß, wenn er mit einem Weibe übereinstimmt, er nur an sie denkt und nur sie wünscht . . . Das ist so! . . . Der Mann kann aber nichts dafür, daß das Weib so organisiert ist und nicht anders . . ."

„So braucht er sich keinem Weibe zu nähern!"

„Versuch's einmal, ihn zurückzudrängen!" verzog ich höhnisch die Lippen.

Meine Frau wurde blaß und schlug die Augen nieder.

„Das Muttergefühl ist das stärkste beim Weibe, und . . ."

„Und das Vatergefühl?" fragte meine Frau.

„Welches Gefühl?!" erwiderte ich grob — „das gibt es gar nicht."

„Aber du selbst . . ."

„Niemand! Kein Mann kennt es in der typischen ausgeprägten Form, wie die Frauen das Muttergefühl! Weder ich, noch sonst jemand."

„Du bist ein — Satan!" sagte meine Frau leise.

„Wenn schon . . . Was beweist das? . . . Darum handelt es sich gar nicht."

„Sogar die Tiere", begann meine Frau fassungslos und machte mit den Händen eine Bewegung, als klammere sie sich an etwas Glattes, Festes an.

„Unsinn!" rief ich — „kann ich nicht ausstehen!"

„Spatzen, Tauben, eine Wölfin mit ihren Jungen. — Herrlich!"

„Was geht uns das alles an?! Wenn jemand etwas ganz Erbärmliches, niederträchtig Gemeines begeht, heißt es: „das Tier"! Und wenn es gilt, die Tränendrüsen in Tätigkeit zu bringen, sofort erscheint auf dem Plan wieder „das Tier". Das verfängt bei mir nicht mehr!" sagte ich schadenfroh. „Wie kann ich mich bei meinem Tun von Spatzen, Meisen und ähnlichem Getier beeinflussen lassen! Und was tut überhaupt der Spatz! . . . Er ernährt das Weibchen. Setz ihn aber mal auf die Eier. Das tut er einfach nicht! Nicht um 'nen Pfefferkuchen brütet der Spatz die Eier aus!"

„Aber er füttert doch wenigstens das Weibchen!" . . . meinte meine Frau mit sonderbar kläglichem Ton.

„Davon spreche ich nicht", erwiderte ich ärgerlich. „Futter, Nahrung — natürlich werde ich dich ernähren. Das versteht sich ganz von selbst. Verlangt schon die Gerechtigkeit . . . Aber sein ganzes Leben opfern, sein ganzes „Ich" auf einen anderen Menschen übertragen, in Weib und Kind hineinlegen! — Und wozu eigentlich? Weshalb? Wenn du als Sklavin geboren bist, um so schlimmer für dich . . . Ich will aber nicht!"

„Wozu sagst du das alles?" fragte meine Frau plötzlich und begann leise zu weinen.

Ich verstummte. Sie tat mir leid, und ich schämte mich dessen, was ich gesagt. Als ich sie aber trösten wollte, und sie nur noch stärker weinte und mich mit bösem, hartem Gesichtsausdruck zurückstieß, empfand ich Wut und Aerger.

Ich hatte doch nicht gesagt, daß ich sie nicht liebte. Was gingen sie meine Gefühle für das Kind an! Was verlangte sie von mir! Etwas, was mir nicht gegeben war, Heuchelei, Verstellung! Ich konnte ihr doch nicht meine Gedanken unterordnen!

Und in diesem Augenblick kam mir zuerst der Gedanke, daß nicht nur mein Weib, sondern überhaupt alle Menschen versuchten, meine Gedanken den ihrigen zu unterwerfen, daß sie mich zwingen wollten, dasselbe zu glauben und zu fühlen, wie sie. Darüber empfand ich solche Wut, daß ich am liebsten geschrien, mein Weib geschlagen, ihr einen schweren Gegenstand an den Kopf geworfen hätte und fortgegangen wäre, irgendwohin, ans Ende der Welt, fort von allen Menschen, von all den Dingen, die sie erfunden und verdreht hatten, für gut erklärten und mir aufdrängen wollten.

Nachts erschrak ich über etwas Großes, Drohendes, das stärker und größer war als ich; blickte mit weit offenen Augen in die Finsternis und schämte mich meiner Grausamkeit. Es kam mir so vor, als wäre ich niemals so hart gewesen als jetzt, und wäre es nur infolge all dieses Unsinns geworden, infolge des ganzen Wirrwarrs und der schweren Kette, die mein Leben umschlang, und folglich war nicht ich an meiner Grausamkeit schuld, sondern dasjenige, was sie verursacht hatte.

VII

Einen Monat später mußte ich auf längere Zeit verreisen; meine Frau blieb zurück. Als ich hinter dem voraufgetragenen Koffer herschritt, weinte ich viele dicke Tränen. Der Gedanke, ich würde sie lange nicht sehen, erschien mir sehr traurig und schwer zu ertragen.

Ich kehrte nie zu ihr zurück.

Ich langte in der anderen Stadt an, stieg in einem großen, belebten Hotel ab, ging ins Theater, zu Bekannten, und zechte bei einem die ganze Nacht. Ich hatte noch Sehnsucht nach meiner Frau, aber das Schönste an der Oper, die ich hörte, an den Menschen, die ich sah, dem Gesang, dem Wein, der Fahrt auf der Eisenbahn war doch, daß ich allein war, daß ich die Musik hören oder nicht hören konnte — ganz nach Belieben; daß ich die Menschen aufsuchen konnte, die mir konvenierten, Wein trinken, soviel ich wollte, ohne zu denken, daß jemand es sähe.

Ueberall, im Theater, auf der Straße, auf Besuch, blickte ich alle weiblichen Wesen mit großen Augen an, und mir war, als sähe ich sie zum erstenmal, als öffne sich eine neue, reiche, schöne Welt vor mir, die meine Frau mir durch ihre Person so lange verdeckt hatte.

Die Kneiperei bei meinem Bekannten war großzügig, schwungvoll; da waren lauter gesunde, kräftige und anscheinend ledige Leute. Es ging so ungezwungen, lustig und mit Verve her, wurde so forsch gesungen, daß bald nicht nur das blau gerauchte Zimmer mit seiner schlechten Luft, sondern die ganze Welt sich zu eng erwies.

Einer der Anwesenden sang laut und lustig:

„Ja, früher, da gab es Großpapas,
Die waren ihren Enkeln ü—über!“ . . .

Der Gastgeber kam schwankend auf mich zu, näherte mir sein hageres Gesicht und sagte mit betrunkener, trauriger Stimme:

„Weißt du, wir nehmen immer schlankweg an, daß — Christentum, Kultur, Humanität schöne Dinge sind. Dabei sind sie — der Tod! Leben herrschte, als der Mensch noch durch die Wälder streifte, auf dem Felde, bis an den Knien im Gras, kämpfte, raubte, sich fürchtete, zugrunde ging . . . Da herrschte Kraft, Bewegung, Leben. Aber jetzt . . . Oede, Freund, trocken, welk . . . der Tod naht.“

Er bewegte die Hand durch die Luft und sagte, matt lächelnd:

Ich bin übrigens betrunken . . . Nüchtern würde ich's mir noch überlegen, das zu sagen . . . Blödsinn! . . . Bangebüxen sind wir alle, das ist die Sache, Freund!“

Draußen herrschte der weiße, flockige Winter; Kälte knirschte unter den Füßen, und der Himmel war, wie stets im Winter bei Frost, unendlich tief, rein, voller Sterne. Ich blickte nach dem weit entfernten blassen Mondring, vor dem geschwinde Wolken vorübereilten, und wünschte mich stark, gleichgültig, unbekümmert, völlig.

Ein Frauenzimmer ging mit schnellen, kleinen Schritten, mit den zierlichen Stiefeln knarrend, vorüber; ich sah von hinten ihre zarte, weich gerundete Taille, die schrägen Schultern und einen großen, schwarzen Hut über dem weißen Halse.

Ich ging ihr nach und sah lange die schmiegsame, lockende Taille und den im Dunkeln leuchtenden Hals. Es war ein angenehmes, sonderbares Gefühl. Ich fühlte deutlich, daß ich gerade dieses Gefühl brauchte. Ich hatte weder Gedanken noch Worte, sondern nur den einen süßen, quälend unruhigen Wunsch, zu leben.

Das Mädchen ging leicht und schnell und verschwand im Torweg eines großen, schwarzen Hauses; ich aber kehrte heim und blickte in die unendliche Weite, in der der blaße, stille Mond leuchtete. Er stand hoch, gerade über mir; sein Licht erfüllte mich ganz, und mir war, als sei es in meinem Innern ebenso hell wie ringsum in der weiten, weiten Welt. Und als ich zu Hause angelangt war, reckte und streckte ich mich im Bette so lang aus, daß der Rahmen knackte, und wußte nun ganz genau, daß ich niemals zu meiner Frau zurückkehren würde, und daß alles, was sie fühlte, nämlich: „daß ich sie lieben und bedauern „müsse" und mich um das zukünftige Kind bekümmern, eben deswegen, weil" . . . — daß mich das gar nichts anginge und nichts mit dem mächtigen, brennenden Lebensdurst zu tun hätte, der so schön und stärker als ich, der ich selbst war.

Und so sehr ich mich aus feigem Mitleid auch bemühte, mir mein Weib als liebes, treues, unentbehrliches Wesen, und mich selbst als sehr bedauernswert vorzustellen, sie kam mir immer wieder langweilig und unbedeutend vor, wie sie als Weib war. Dabei machte es mir aber ein brennendes Vergnügen, mir all jene Stunden auszumalen, in denen nichts als Leidenschaft, zufällige, ungezwungene, uns beherrscht hatte.

In dieser Nacht und noch oft hinterher träumte mir, ich läge mit ihr im feuchtwarmen Grase, umfaßte ihren weichen, nachgiebigen Körper, blickte in ihre seltsam schimmernden Augen, und der breite, runde Vollmond kam ganz dicht heran und blickte uns durch die zarten, wie ziselierten schwarzen Zweige aus nächster Nähe unbeweglich und geheimnisvoll an. Blickt uns an und schweigt, und schweigt . . .

In alledem lag ein tiefer, starker, aufregender und voller Genuß, und es war, als ob die Zeit keine Rolle spielte. Aber dann kamen Leute; es wurde eng und ungemütlich, und alles war vorüber.

VIII

Ich sah meine Frau nur noch zweimal.

Das erstemal, als sie mich holen wollte, bei Bekannten abstieg und zu mir kam. Sie hatte kürzlich geboren, war noch blaß und mager, hatte große, dunkle Augen, mit denen sie unentschlossen und furchtsam dreinblickte. Sie tat mir leid, ich wollte sie streicheln und umarmen, empfand wollüstige Zärtlichkeit für sie. Wir standen im dunklen Flur, ich weiß nicht mehr, was ich ihr sagte. Jedenfalls wollte ich ihr etwas sehr Kompliziertes sagen, was durchaus nicht das ausdrückte, was ich empfand. Endlich fragte sie in sonderbar abgerissenem Ton:

„Also, aus?" . . .

Ich schwieg; sie wandte sich ab, sank vor einem Faß in die Knie und biß sich mit aller Kraft in den Arm.

Mein Herz zerriß vor Liebe und Mitleid; ich wußte aber, daß durchaus nicht der Gedanke: sie verlöre ihren Gatten, mir dieses Mitleid einflößte, und wußte ferner, wenn ich sie umarmte und ihr ein freundliches Wort sagte, so würde das nichts nützen und niemandem helfen, sondern alles würde ebenso unerbittlich, schwer, erdrückend bleiben wie früher. — —

Dann sah ich sie drei Jahre lang nicht und schickte ihr nur Geld für das Kind. Das tat ich nicht aus Mitleid, und nicht, weil es notwendig war, sondern weil es mir gerecht schien, und weil ich mich dabei ganz ruhig fühlte.

Dann kam ich in die Stadt, in der sie im Winter wohnte. Als der Zug sich der Zwischenstation näherte, preßte ich die Stirn gegen das kalte Glas und sah weit unten, am Fuß des Dammes, das unendliche, mit weißem, traurigen, ebenen Schnee bedeckte Feld, und dicht gegen den Damm geschmiegt, und im weißen Schneetreiben wie Gespenster sich bewegend, die traurigen Ueberreste des Birkenhains.

Da empfand ich solche Sehnsucht nach meiner Frau, daß ich direkt vom Bahnhof zu ihr fuhr.

Sie war nicht zu Hause, und ich wartete lange in ihrem öden, gar nicht weiblichen Zimmer mit schmaler eiserner Bettstelle. Auf dem Tisch stand die Photographie eines unbekannten Studenten mit hübschem, außerordentlich keckem, aber nicht gerade eigenartigem Gesicht, und darüber lag ein Album mit Versen und einem nichtssagenden Namen darunter.

Ich verspürte ein Gefühl freudiger, etwas unsicherer Erwartung und lebhafter Spannung.

Sie kam allein und trat mir im Pelz und Hut offen entgegen. Ihr Gesicht war hübsch und vom Frost lebhaft gerötet, ein frischer Duft von Kälte und schwachem Parfüm ging von ihr aus. Man sah, daß sie, gerade wie ich, nicht wußte, was sie tun sollte, und sich innerlich vor mir fürchtete.

„Guten Tag", sagte ich gezwungen einfach und streckte ihr die Hand hin.

Sie zögerte einen Augenblick und gab mir dann ihre bekannte weiche Hand mit langen, zarten Fingern.

„Was wünschen Sie?" fragte sie mit zuckenden Lippen.

„Gar nichts", erwiderte ich und fühlte mit einemmal, daß in unserem Wiedersehen gar nichts Tragisches lag, daß alles einfach, interessant und gut war, obgleich es so schwer und lästig erschien.

Sie dachte wieder nach, und in ihren dunklen Augen, die auf mich gerichtet waren, spiegelten sich unruhige Gedanken. Dann schüttelte sie den Kopf, nahm Hut und Pelz ab, warf sie aufs Bett und blieb zwei Schritte vor mir stehen.

„Nun, wie geht es Ihnen?" lächelte ich.

„Gut", antwortete sie kurz, und der unruhig fragende Ausdruck ihrer Augen veränderte sich nicht.

Ich schwieg und lächelte. Ich freute mich sehr, sie zu sehen und ihre bekannte, einst so liebe Stimme zu hören. Aber ich ärgerte mich ein wenig und wunderte mich, daß sie nicht verstand, was ich verstand, und nicht ebenso einfach, ruhig und vergnügt war wie ich.

„Wer ist das?" fragte ich, das Bild vom Tisch nehmend.

Sie schwieg einen Augenblick.

„Mein Geliebter!" sagte sie dann hart und rachsüchtig, und an dem jähen Aufblitzen ihrer Augen sah ich, daß sie in dem Augenblick, wo sie das sagte, mich haßte und sich an mir rächen wollte.

„Wirklich?" fragte ich.

„Ja", wiederholte sie mit grausamer, rachsüchtiger Freude, ohne sich von der Stelle zu bewegen und ihre Haltung zu ändern.

„Nun, und seid ihr — glücklich?"

„Ja, sehr!" preßte sie durch die Zähne.

„Gott sei Dank!" erwiderte ich.

Ich war tatsächlich fast glücklich und wünschte ihr nichts als Glück.

Sie aber flammte plötzlich auf und preßte mit aller Kraft die Zähne zusammen. Es tat ihr weh und kränkte sie, daß ich so ruhig war.

„Sehen Sie," sagte ich, „wenn wir uns früher, damals, nach dem Hain, getrennt hätten, würden wir uns jetzt wie alte Freunde wiedersehen ... Weshalb sollten wir uns auch hassen? Doch nicht wegen der Freuden, die wir uns gegenseitig geschenkt! ... Nein,

weil wir Mann und Frau geworden sind, weil wir ein Kind erzeugt haben, deswegen hassen Sie mich. Das ist dumm und traurig."

„Glauben Sie?" fragte sie etwas zerstreut mit bösartiger Ironie und verschränkte die Finger auf der Brust.

„Gewiß glaube ich das! Aber wie kann nur so viel Dummheit und Bosheit in einem Menschen stecken!" . . .

„Sie lieben mich doch nicht mehr?"

„Allerdings."

Sonderbar, daß ihr Gesicht immer denselben steinernen, rachsüchtigen Ausdruck behielt.

„Warum hassen Sie mich also?"

Sie ließ plötzlich kraftlos die Hände sinken, trat fort, setzte sich aufs Bett und weinte. Mit einemmal war sie klein und jämmerlich.

„Ich habe . . . damals den Kopf . . . gegen die Wand geschlagen . . ." sagte sie.

Ich stand auf und trat zu ihr, um sie zu streicheln und zu trösten.

„Wenn ich nun damals geblieben wäre? Wären ein, zwei, zehn Jahre verstrichen . . . Dann hätten wir uns wie die wilden Tiere aufgefressen! Und wenn nicht das, so hätten wir uns beruhigt und in ein langweiliges, gleichgültiges Ehepaar verwandelt, und das Leben wäre zu Ende gewesen."

Ich redete und faßte sie an der Hand. Sie sah mich von unten nach oben durch das herabgefallene Haar und durch Tränen an, die über die roten und mit einemmal geschwollenen Backen liefen.

„Jetzt lieben doch auch Sie jemanden und durchleben alles, was wir durchgekostet haben, noch einmal . . . Und mir geht es ebenso. Wieviel Leben, Kraft und Jugend haben wir jetzt noch vor uns! So töten und verkürzen wir doch das Leben nicht! . . . Wäre ich damals geblieben, es wäre alles auf Kindererziehung hinausgelaufen, und im übrigen hätte man den Tod erwartet . . . Alles persönliche Leben wäre zu Ende gewesen, und Sie können sich das Schreckliche eines solchen Daseins nicht vorstellen! Es ist ein Verfaulen bei lebendigem Leibe! . . . Und dabei sind wir doch noch jung, stark, wollen leidenschaftlich leben! Wir sind, wie alle Leute, in ganz verschiedener Umgebung geboren, haben ganz verschieden gelebt, waren und sind ganz verschiedene Wesen mit verschiedenen Anschauungen — die kann man doch nicht plötzlich zusammenwerfen, unter einen Nenner bringen, ohne ihnen Gewalt anzutun."

„Aber . . ." begann sie und sprach nicht zu Ende.

Ich schwieg und war zufrieden mit dem, was ich gesagt. Sie dachte nach und ließ die schwarzen, noch tränenfeuchten Augen in der Ecke ruhen.

„Ja . . . vielleicht haben Sie doch recht . . ." sagte sie plötzlich und seufzte schwer, sah mich dann unerwartet schüchtern an und lächelte. „Vielleicht ist es das Beste . . . jetzt, aber . . ." sie sprach wieder nicht zu Ende.

Dann stand sie auf und ordnete lange ihr Haar. Ich wartete.

„Aber die Kinder?" fragte sie, ohne sich umzuwenden.

„Nun, was die anlangt . . ." erwiderte ich ruhig und ernst — „so sind die Kinder immer glücklicher bei der Mutter als beim Vater . . ."

„Aber sie brauchen doch einen Vater!"

„Wozu? Fragt mein Kind jemals nach mir?"

„Jetzt natürlich nicht."

„Und es wird niemals fragen, wenn man ihm nicht den dummen Gedanken beibringt, es sei eine Schande, den Vater nicht immer an der Seite zu haben. Ist das Kind erwachsen und will mich sehen — meinetwegen. Wir werden vielleicht gute Freunde!"

„Aber die materiellen Bedingungen?" fragte sie wieder leise.

„Darüber ist gar nicht zu reden! Die Frau hätte es sonst gar zu schwer. Aber lieben? Die Liebe kommt ohne unser Zutun, ungerufen . . . Eine Alltagsweisheit, und doch muß man sie den meisten jede Minute vorhalten. Sonderbar!"

„Wollen Sie Tee?“ fragte sie plötzlich und wendete sich um.

Ich lachte laut auf.

„Aber gewiß!“

Sie lachte ebenfalls und kam mir plötzlich so einfach, nah, gut und lieb vor.

„Mir war eben schrecklich lustig zumute,“ sagte sie — „und tatsächlich ... was liegt denn eigentlich zwischen uns? Eine Krankheit. Und die geht schon vorüber! Gewiß, das Leben ist schön ... Ich kann es nur nicht so unbefangen ansehen wie Sie!“

„Schade“, sagte ich.

„Ja, schade“, nickte sie und seufzte schwer.

Als ich zwei Stunden später, nach einfachem, freundschaftlichem Abschied fortging, stieß ich im Torweg mit einem großen, hübschen Studenten zusammen, den ich sofort erkannte. Er trat beiseite, sah mich gleichgültig an und ging weiter. Einen Augenblick regte sich tief in meinem Innern ein schlimmes, giftiges, faules und mir selbst widerwärtiges Gefühl, das aber sofort verging. Ich hätte dem Menschen am liebsten ein paar fröhliche, ausgelassene Worte gesagt, ihn auf die Schulter geschlagen und gelacht! So vergnügt und leicht war mir zumute.

„Eifersucht, Dünkel ...“ dachte ich im Weitergehen — „alle lachen darüber, und wie schwer ist es doch, sie zu überwinden ... so schwer, daß es selbst für den, der im innersten Herzen ihre Nichtigkeit erkannt hat, ein schrecklicher Gedanke bleibt, sie auszuschalten!“

Ich ging durch die öden, langen, mit kaltem, blausilbernem Mondlicht übergossenen Straßen. Hier und da schnitten die scharfen, schwarzen Schatten der Häuser, Bäume und Telegraphenpfähle in das Licht. Ich fühlte mich so leicht, als sei eine Riesenlast von mir abgewälzt. Ich freute mich über meine Frau, über mich, über jeden Menschen, der unbehindert verwegen und lustig leben konnte.

Ich hob die Augen zum Himmel, und vor mir lag die ungeheure Welt, die unfaßbare, unendliche, von Millionen funkelnder Sterne und fröhlichen, lebendigen Lichtströmen übergossene Weite.

Deutsch von Adolf Heß

Vom Zweck in künstlerischen Dingen

Von Gerhard Franz Gutherz

Schluß

Der Kunstmarkt weist dreierlei Arten von Erzeugnissen auf: die Ware zu eins fünfundneunzig, ehrlicher Schund; Ware zu zehn bis hundert, die gangbarste und beliebteste beim Publikum, Schund in künstlerischer Verrenkung; drittens echte Kunstwerke, die meistens nur zum Materialwert Absatz finden. Der Mann, der diese verschieden bezahlten Artikel auf dem Gebiete der Malerei, der Literatur, der Musik und der Plastik liefert, wird Künstler genannt. An diesem Mann, der Künstler genannt wird, ist zu unterscheiden, das, was er *ist*, und das, was er *will*. Das, was er ist, bestimmt sein Gott; das, was er will, bestimmt er selbst. Was *soll* er wollen? Das ist die Frage nach dem subjektiven Zweck des Künstlers, die Frage nach der Absicht, die der Anstoß zu seiner Arbeit war. Rundweg läßt sich sagen, was er *nicht* beabsichtigen soll: ein Kunstwerk soll er nicht schaffen wollen; aus Ehrfurcht vor der Kunst und in der Erkenntnis, daß sie sich nicht zwingen läßt. Daß ein Werk der Literatur, der Malerei den Zauber der Kunst atme, liegt außerhalb jeder möglichen Willensrichtung des Schaffenden.

Kunst ist eine Zufälligkeit, ein unerwartetes Geschenk, das sich nicht auf Befehl und nicht auf Bitten einstellt, sondern am ehesten dann, wenn es nicht gesucht und nicht erhofft wird. Eine Gemäldeausstellung ist keine Ausstellung von Kunstwerken — ich glaube, niemand wird das bestreiten, sondern eine Ausstellung von Malhandwerksarbeiten; ein Licht, ein Farbenton oder die Wendung einer Figur gibt einem Bilde inmitten der Arbeiten mehr oder minder tüchtiger Handwerker den Charakter eines echten Kunstwerkes. Nicht jeder wird's merken; auch dazu gehört eine besondere Begünstigung des Schicksals. Die Bewunderung der Menge für ein Kunstwerk gehört immer einem unkünstlerischen Element darin.

*

Eben, weil die Kunst die Eigenschaft hat, sich nur im Zwiegespräch zu enthüllen. Keuschheit ist ihre Tugend. Sie ist nur, wo sie unaufdringlich ist. Nur das kann schön sein, dessen Glanz nicht den Nächstbesten, der vorüberkommt, für sich zu gewinnen sucht. Wie alles Glück und Gute nur heimlich, dem Herdfeuer nahe, seinen vollen Duft verbreitet. Dem Glück gleich ist sie nur ein gelegentliches Nebenprodukt. Sie ist eine Art der Dinge zu sein; eine Nuance, die dem Auserwählten gelingt, wenn er am wenigsten an sie denkt, wenn er nicht mit neugierigen und zudringlichen Blicken ihr Herniedersteigen verfolgen will. Betonung ist die Negation ihres Wesens; sie läßt sich nicht zwingen. Wer als Werber mit seinen Liebesbeteuerungen Straßen und Säle erfüllt, um den kümmert sie sich nicht. Sie muß wollen; und wer der erhörte Liebhaber sein wird, läßt sich nicht raten. Ein Mensch, der jedem in die Ohren schreit, daß er Babette liebt, macht sich verdächtig, die rechte Liebe nicht zu kennen und obendrein eine wenig feine Natur zu sein. Die vornehmen Seelen verraten ihr Liebesgeheimnis nie.

*

Es ist somit klar, daß Kunst nicht Selbstzweck sein darf. Sie kann es nicht sein, denn sie ist ein ewig unerforschbares Land, dessen Lage in unserem Atlanten nicht eingezeichnet ist. Sollen wir gegen Aufgang, gegen Untergang oder gegen den Pol unseren Kurs halten? Wir wissen's nicht. Eine Welt der Kunst erblüht, leuchtet und stirbt, und unter den Leichen hält das Wissen, die Hyäne, Nachlese.

Was also soll der Schaffende wollen? Was immer: soziale Reformen anregen, einen politischen oder nationalen Gedanken fördern; Deum laudandi gratia soll er schaffen, wie die alten italienischen Maler; einem Geigenvirtuosen soll er ein Paradestückchen komponieren; einer Schauspielerin eine Rolle schreiben, die bis zum Hof des Sultans von Sarawak ihr Lachen im ersten und ihren Aufschrei im letzten Akt unvergeßlich machen wird.

Und wer keine solchen Absichten bei Handhabung des Stiftes, des Meißels und der Feder im Auge hat, der soll mindestens daran denken, seine Mitmenschen nach ihren Bedürfnissen zu unterhalten, um damit sein Leben zu verdienen. (Als conditio sine qua non setze ich voraus, daß man nur das treibt, wozu man einigermaßen angeborenes Geschick besitzt; wer zweihundert Pfund wiegt, wird als Jockey wenig Aussichten haben.) Der Gedanke sei nicht: ich schreibe, vielleicht werde ich damit auch Geld verdienen; sondern: ich will verdienen, und zwar durch meine schriftstellerische Veranlagung, so wie mein Freund durch seine mechanischen Talente, die ihn zum Ingenieur prädestinierten, verdient.

Leute mit der idealen Liebe zur Kunst taugen nur als Mäcene. Selbstschaffende, die nicht von eigennützigen oder vermeintlich gemeinnützigen Motiven geleitet waren, haben es nie zu mehr, als zu lauem Mittelmaß gebracht. Die Intentionen des guten Handwerkers bieten bessere Aussichten auf wertvolle Leistung. Die Bedürfnisse des Publikums sind keine Einschränkung der persönlichen Begabung; sie gehen immer nur auf die großen Grundzüge und lassen dem Bildhauer wie dem Damenschneider ein weites Feld zur Entfaltung der eigenen Natur.

Shakespeare hat seine unvergänglichen Kunstwerke in der Absicht geschrieben, durch ihren Ertrag Stellung und Ansehen eines Landedelmannes gewinnen zu können. Er war Theaterschriftsteller wie ein anderer Wirkwarenerzeuger; als gewissenhafter Charakter, als kluger Geschäftsmann wollte er nichts anderes als beste Ware nach bestem Können liefern. Aber diese Theaterstücke, die so gewöhnliche Ambitionen befriedigen sollten, sind ungesucht und ungewollt Kunstwerke geworden. Wer die Kunst in sich hat, kann darauf verzichten, sie zu wollen.

*

Leute, die ohne Angabe von Zwecken nicht leben können, tun gut daran, sie so trivial als möglich zu bestimmen. Man setzt sich weniger leicht der Lächerlichkeit aus. Nichts ist erbärmlicher als pausbackige Absichten und klapperdürre Erfüllungen. Gegen pompös aufgeschirrte Zwecke gehalten werden auch überdurchschnittliche Leistungen leicht armselig aussehen. Magna voluisse sat est heißt auf künstlerischem Gebiet: man betrügt die andern und sich selbst.

*

Jede Epoche glaubt an andere Endzwecke: wie die Welt verstanden wird, so auch die Kunst. Wenn alles, was besteht, als ein Hymnus zu Gottes Preis empfunden wird, dann kann auch die Kunst keinem anderen Endzweck dienen. Sie kommt in solchen Zeiten niemals schlecht weg. Eine feinere und verführerische Deutung des Sinnes, der durch die dunklen Gebilde des Daseins schimmert, ist bisher nie gemacht worden. — Wenn der „Fortschritt" die Parole ist, an der sich alle uniformen Freigeister ihren plumpen Bierrausch antrinken, dann muß auch unter hütt! und hott! die Kunst am Ochsenkarren prusten. —

In allen großen Dingen — in den kleinen ebenso — gibt es nur zwei zulässige Auffassungen, die obendrein die Tugend besitzen, Arm in Arm gehen zu können, ohne die Empfindlichkeit geschmackvoller Menschen zu verletzen: die eine Auffassung ist der platte Commonsense, nüchtern, ungeschminkt und so schwunglos, daß er den Boden mit den Flügeln schlägt. Ihr vollkommenster Ausdruck: amerikanische Geschäftsgebarung. Die zweite ist die Negation aller Auffassungen überhaupt: das toll-verliebte Herz. Der platte Commonsense, der breitspurig einhergeht, vom Kurs der Kaffernwerte spricht und vom Kühlwasser in seinem Automobil, seinen alten Portwein liebt und alles Intellektuelle gering schätzt, ist eine durchaus sympathische und solide Erscheinung. Ganz widerlich ist nur sein blutarmer und klugschwätzender Halbbruder: der vorgeblich höhere Vernunftstandpunkt, die sogenannte Aufklärung, der Rationalismus. Höhere vernunftmäßige Einsicht ist ein Ding, an das nur Studenten der Philosophie im ersten Semester und solche, die es ewig bleiben, glauben können. Nach platten Vernunftsgesichts-

punkten schließe ich einen Mietvertrag, lege ich meine Ersparnisse an und baue ein Spital; aber den höheren, der mir die richtige Art, mit meinem Gott zu paktieren oder das Wesen der Welt und der Menschen zu ergründen, gestattet, der lebt nur in der Einbildung von Anämikern. Die Erinnerung daran muß immer wachgehalten werden, daß gerade die besten Dinge dieser Welt nur nach irrationalen Gefühlsregungen und Geschmacksveranlagungen Gewicht und Leben erhalten.

„Ad maiorem Dei gloriam" klingt; der volle Akkord, der darin zu hören ist, hat Würde und Vornehmheit; er rührt an unser historisches Gefühl und trägt den Zauber alter Bauten, den Schmelz der darüber hingegangenen Zeiten. Aufklärung aber, der großmäulige und vierschrötige Parvenü, grinst und speichelt vor Selbstzufriedenheit. Vom Fortschritt der Welt spricht man so wenig, wie vom eigenen. Ist er vorhanden, um so besser; dann sollen seine Werke für ihn sprechen. Und ist er nicht ganz unzweifelhaft, — oder vielleicht überhaupt nur Schimäre — so ist man weniger lächerlich, wenn man keine Rodomontaden mit ihm losgelegt hat. Nur bei passender Gelegenheit flunkern, ist Sache des Takts.

*

Der Bestand des Menschengeschlechtes ist auch ohne Liebe gesichert und das Leben auch ohne Kunst. Ihre Ueberflüssigkeit macht ihren Reiz für die immer neugierige Menschenseele. Man braucht sie nicht und will sie doch.

Zwischen der Kunst und dem Leben hängt ein leichter Schleier; das eine bleibt dem anderen ewig ein unausdenkbares Geheimnis und der Uebergang ist Vergessen. Der Glaube an ungeahnte paradiesische Gefilde, die Lockungen der Gefahr, die unausrottbare Sehnsucht nach dem absoluten Nichts sind der Sporn, der uns immer wieder vom einen zum andern treibt und wieder zurück. Den Reigen der Augenblicke mittanzen heißt Leben; aus der Sehnsucht zu verweilen keimt die Kunst.

Bernoullis Nietzsche-Pamphlet / Von Bernard Scharlitt

Seit Monden in der Gerichtssaalrubrik des deutschen Blätterwaldes mit ungeheurem Lärm angekündigt ist nun der zweite Band des von der Genossenschaft mit sehr beschränkter Haftung: Overbeck & Bernoulli zusammengekleisterten und herausgegebenen Machwerkes endlich erschienen. Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus. Eine lächerliche Maus, trotz ihres ungewöhnlichen Leibesumfanges. Für die Kenner ihrer „erstgeborenen Schwester" keineswegs eine Ueberraschung. Denn sie unterscheidet sich von jener nur durch interessante, die diversen Prozesse um die Gastschen Briefe gleichsam „illustrierende" schwarze Fleck sowie dadurch, daß sie „ganz der Papa" Bernoulli ist, während jene mehr Overbeckschen Typus aufwies. Des letztgenannten Unterschiedes halber nennen wir denn auch diesen zweiten Band „Bernoullis Nietzsche-Pamphlet", im Gegensatze zu dem ersten, den wir in unseren ihm in der „Oesterreichischen Rundschau" gewidmeten Ausführungen „Overbecks Nietzsche-Pamphlet "genannt haben.

Wer nach der Lektüre dieses Buches noch einen Augenblick darüber im Zweifel war, daß es den Erzeugern dieses Machwerkes einzig und allein um einen beispiellos niedrigen Racheakt an der Schwester Nietzsches zu tun gewesen, vermag sich nun in dem zweiten Bande die volle Gewißheit zu verschaffen. Hier wird nämlich der dort noch etwas gezügelte brennende Rachedurst mit wahrer Vendettagier zu stillen gesucht.

Woher nun aber dieser Rachedurst? Welches sind die Ursachen des seit nunmehr drei Jahren die Oeffentlichkeit in Atem haltenden Kampfes gegen das Nietzsche-Archiv und seine Gründerin? Das muß zum richtigen Verständnis des Bernoullischen Feldzugsplanes hier vor allem klargelegt werden. Wir

wollen uns kurz fassen: Bernoulli versucht es, an der Schwester Nietzsches sich einerseits dafür zu rächen, daß sie Overbecks Pietätlosigkeit gegenüber dem Nachlasse des Philosophen aufgedeckt und ihn dadurch der „Freundschafts"-Gloriole entkleidet hat, mit der er sich unverdienterweise in die Unsterblichkeit hinüberretten wollte. Andererseits aber dafür, daß Frau Förster-Nietzsche der dem Denker zeitlebens unerträglich gewesenen Gattin Overbecks die Möglichkeit benahm, in der Rolle einer „Seelenschwester" Nietzsches auf die Nachwelt zu kommen. Overbeck, der, wie dies aus seinem im ersten Pamphletbande veröffentlichten Urteil über das Wesen und das Lebenswerk Friedrich Nietzsches deutlich hervorgeht, nicht die geringste Fähigkeit besaß, die Bedeutung dieses einzigartigen Denkers zu erfassen, hatte nämlich, gemäß dieser seiner gänzlich verständnislosen Stellung zu ihm, auch bei der Bergung seiner Schriften, kurz nach der Katastrophe, gehandelt und in weiterer Folge auch jede Teilnahme an deren Verwahrung und Herausgabe abgelehnt. Madame Overbeck aber hatte durch ihre geistige Inferiorität und ihr intrigantes Wesen, namentlich aber dadurch, daß sie ihren Mann zu beherrschen suchte und immer bestrebt war, Nietzsche seiner Schwester zu entfremden, sich dessen Abneigung in einem Maße zugezogen, wovon man aus den Briefen des Philosophen an seine Schwester (siehe die von mir in der „Oesterr. Rundschau" und im „Morgen" veröffentlichten) sowie aus jenen Rohdes einen annähernden Begriff erhält. Diese beiden Tatsachen hat nun Frau Förster-Nietzsche in unumstößlicher Weise festgestellt, mit Rücksicht auf den Freund ihres Bruders hiervon jedoch keinen Gebrauch gemacht, sondern sich nur darauf beschränkt, des Ehepaares Overbeck in dem zweiten Bande der Biographie Nietzsches so wenig wie möglich zu erwähnen. Overbeck, der in seinem Innern sich seiner Schuld dem Freunde gegenüber wohl bewußt war, was er übrigens der Frau Förster-Nietzsche gelegentlich einer im Jahre 1895 mit ihr in Leipzig stattgehabten Zusammenkunft mit der Bitte bekannt hatte, es möge über *seinen Anteil an dem Verluste der Handschriften Nietzsches nicht gesprochen werden*, empfand nun diese kurze Erwähnung seiner Person sowie das vollständige Uebergehen seiner Gattin in der Biographie als einen Protest gegen seine Nachlässigkeit bei der Bergung von Nietzsches Manuskripten. Und da er und seine Frau gegen die Gründerin des Nietzsche-Archivs schon seit langem einen, bis dahin allerdings latent gebliebenen, Groll gehegt hatten, so steigerte sich dieser von da ab zum offenen, tödlichen Haß. Mit jenem „latenten Groll" des Overbeckschen Ehepaares hatte es aber folgende Bewandtnis. Als der Ruhm des Philosophen dank der Treue und Tatkraft seiner Schwester immer mehr sich auszubreiten begann, die, im Gegensatz zu Overbeck, Nietzsches Größe schon zu einer Zeit erkannt hatte, wo er der Welt noch gänzlich unbekannt war, und die dieser ihrer Erkenntnis zufolge, gegen den Willen des Bruders, alles, was er von frühester Jugend an niederschrieb, gesammelt und verwahrt hatte, wodurch sie denn auch bei der Gründung des Archivs bereits im Besitze eines Grundstockes war, erwachte in dem Nietzsche-Freunde — der *Aerger über das Versäumte*. Zu spät erkannte er, daß er durch seine Verständnislosigkeit für den Geistestitanen sozusagen den Anschluß an die Unsterblichkeit „verpaßt" hatte, und sein Groll gegen die Schwester Nietzsches wuchs fortan in demselben Maße, in dem ihr Ansehen als Hüterin des Archivs stieg. Ebenso aber nagte in Frau Overbeck der giftigste Neid von dem Augenblicke an, wo alle ihre intriganten Versuche, den Denker seiner Schwester zu entfremden und für sich zu dem Zwecke der unverdienten Mithinüberrettung in die Unsterblichkeit zu gewinnen, sich als vergebliche erwiesen hatten. Dieser Neid wurde dann im Laufe der Zeit um so stärker, je deutlicher Frau Overbeck erkannte, daß ihr für die Rolle der „Seelenschwester" Nietzsches, die sie sich in ihrer Verblendung ohne die geringste Berechtigung so schön zurechtgelegt hatte, um sie der Mit- und Nachwelt vorzutäuschen, durch die einzigartige Tat derjenigen, die seit jeher die wahre Seelenschwester Nietzsches gewesen, nun für alle Zeit der Boden entzogen wurde.

Hinc illae lacrimae! Dies alles muß man sich vor Augen halten, wenn man Bernoullis Rachefeldzug richtig verstehen soll. Denn nur von diesem Gesichtspunkte aus vermag man seinen kläglichen Versuch einer Demolierung Nietzsches zu begreifen, mit der eben nichts anderes als die Schädigung des Nietzsche-Archivs und Diskreditierung seiner Hüterin bezweckt wird, was um jeden Preis erreicht werden soll, selbst um den, daß „*Nietzsche nicht ungetroffen bleibt*", wie es in einem Schreiben Overbecks an Bernoulli heißt, auf das wir noch zurückkommen.

Wie er nun gleich mit dem Titel seines Machwerkes: „Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche, Eine Freundschaft", den unwahren Grundakkord vorzeichnet, auf dem es sich aufbaut, da es der Wahrheit gemäß „Overbeck *kontra* Nietzsche" heißen sollte, so schreckt Bernoulli auch vor keinem Mittel zurück, um der Welt zu beweisen, daß diejenige, die das

„Prometheusfeuer auf einen Turm gerettet", wie Dehmel so schön das Verdienst der Schwester Nietzsches gedeutet hat, des Priesteramtes einer Hüterin des heiligen Feuers nicht würdig sei.

Mit der schon im ersten Pamphletbande zutage getretenen merkwürdigen Mischung von Scherenvirtuosität und Klatschbasengeschäftigkeit türmt Bernoulli einen Ossa von Zeitungsausschnitten und nichtssagenden oder perfiden Briefen auf einen Pelion von Entstellungen, Unwahrheiten und Verleumdungen, um dann von der „Höhe" dieses Monstrums das einzig wahre und echte, das Overbeck-Bernoullische Bild des Einsiedlers von Sils-Maria, dem unwahren und unechten entgegenzuhalten, das die Hüterin des Nietzsche-Archivs der Welt „aufzubinden" gewagt.

Sehen wir uns zunächst dieses mit einer in Wahnwitz ausartenden Ignorantenpräpotenz und der dem Schweizer eigentümlichen Bauernvierschrötigkeit „korrigierte" Bild des Geistestitanen näher an.

Nicht der Umwerter aller bisherigen Tschandalawerte der Menschheit, nicht ein Bürger derer, welche kommen werden, nicht der Schöpfer und Verkünder des Ideals von dem Uebermenschen war Nietzsche, sondern — ein „Volksmann", ein „idealer Volksfreund"! „Seit er die Feder führt, erwartet er die Geburt des Genies aus dem trächtigen Mutterschoß der anonymen Masse." „Nur um seiner Bewußtheit willen fühlt sich Nietzsche in jenem für beide Teile wohltätigen Gegensatz zur Menge, der ihn zum radikalsten Individualisten gemacht hat; im übrigen ist er mit allen Instinkten an die menschlichen Kollektivempfindungen gekettet und in den allgemeinen sozialen Zusammenhängen verankert." Da er nun aber „von Soziologie nichts verstand" und „über diese wichtigen Dinge wie ein grüner Dilettant urteilte", geriet Nietzsche mit seinem „Willen zur Macht" auf einen Abweg, vor dem er bewahrt geblieben wäre, wenn er das Glück gehabt hätte — „Reserveoffizier zu sein" (!!!).

Auf Grund dieser ebenso wahnwitzigen als bäuerisch-täppischen „Korrektur" des bisher vom Nietzsche-Archiv in so schändlicher Weise „gefälschten" Bildes des Philosophen weist Bernoulli sodann den einzig richtigen Weg für die Verbreitung der Lehren Nietzsches. Was die Schwester des Denkers für das Werk des Bruders zu vollbringen unterlassen, das will Bernoulli tun. Alle Sünden, die sie durch ihr verfehltes Wirken als Leiterin des Archivs an der Menschheit begangen, werden nunmehr von ihm gutgemacht, von ihm, dem geistigen Erben des „Nietzschefreundes" Overbeck, dieses einzigen wahren Kenners von Nietzsches Wesen und Weltanschauung.

Nietzsche muß popularisiert, zum Philosophen des Proletariats degradiert werden. Daher soll man seine Lehren in — „Arbeiterkatechismen" verbreiten. Einmal muß ein Anfang gemacht und Nietzsche in das Triebwerk des Zeitlaufes eingestellt werden; er muß aufhören, unzeitgemäß zu bleiben, selbst um den Preis einer gewissen Entstellung und Verrenkung seines Wesens." (!!) Großmütig schenkt ihm Bernoulli schließlich „die ewige Wiederkunft" und den „Uebermenschen", denn „mit Unrecht erblickte Nietzsche in diesen Geheimnissen sein Allerheiligstes" — — — und er sieht den Tag kommen, an dem der „ideale Volksfreund" als Heros der Antialkoholbewegung von der Menschheit gefeiert wird. (!!!)

Soll es nun aber gelingen, diesem so von Grund aus „korrigierten" Philosophen den Weg in der Weise zu ebnen, daß „der Proletarier den Seelenadel Nietzsches im Leibe habe, um dann in seinem Kampfe gegen die Institutionen sogar getrost die Fahne des Aufruhrs zu entfalten", so muß nicht nur die Schwester Nietzsches aus dem Archiv verjagt werden, sondern es ist vor allem erforderlich, daß die literarische Oeffentlichkeit sich bessere. Denn dank dem Ueberwiegen jüdischer Schriftsteller in der europäischen Publizistik, deren „wirksames Eintreten für Nietzsche wie ein natürliches Komplement oder auch Kompliment (Bernoulli hat auch „Witz", wie man sieht!) zu Nietzsches Abneigung gegen den Antisemitismus erscheint", ist es Frau Förster-Nietzsche mit der Zeit gelungen, eine solche Macht zu erreichen, daß „heute erste deutschen Zeitungen den Erlassen der ‚Ecce Femina', wie Bernoulli, den Titel von Nietzsches Schwanengesang mit gassenbübischer Respektlosigkeit travestierend, die Leiterin des Archivs nennt, „unbesehen offen stehen und sie sogar das französische Schrifttum durch den ‚Mercur de France' beherrscht." Die gesamte Presse Deutschlands und Frankreichs ließ sich von dieser Fälscherin des Denkers und seiner Lehren düpieren, alle Welt war bis zu dem Erscheinen dieses niederträchtigen Pamphlets so unglaublich borniert, der „Madonna Förster" auf den Leim zu gehen, und — nur drei auserwählte Menschen durchschauten schon seit langem die ganze Nichtigkeit der Schwester Nietzsches und ihrer Archivwirksamkeit: Franz Overbeck und Gemahlin und deren geistiges Söhnchen Karl Bernoulli!

Ja dieser Overbeck! Was wird ihm die Nachwelt nicht alles zu danken haben!

„Nietzsche wäre unfehlbar einer mörderlichen Kulturlüge meuchlerisch zum Opfer gefallen. Sein schlichter Freund Overbeck besaß einigen Charakter — und siehe da! Das Kartenhaus der Archiherrlichkeit stürzt über Nacht zusammen!“ — triumphiert Bernoulli mit selbstgefälliger Voreiligkeit*) „Was Nietzsche wirklich not tat, war gar nicht so sehr ein Freund, der in Treu und Glauben zu ihm Ja und Amen sagte. Nietzsche bedurfte vielmehr eines Beistandes, der über ungenierte kritische Ellbogen verfügte, um Raum zu schaffen für Nietzsches Biographie. Das hat Overbeck getan. Seine Begabung zum Historiker ließ ohne eigene Willkür, nur nach der Skala der Weltgeschichte, menschlichen Anspruch auf Ruhm gelten. Wenn nun Overbeck Nietzsche sozusagen nur auf Probe Größe zuspricht, so ist damit, in Anbetracht der hohen Warte, von der aus geurteilt wird, Nietzsche in keiner Weise herabgesetzt.“

Sehen wir uns einmal diese „hohe Warte“, von der aus Overbeck urteilt, näher an.

In einem die letztwillige Verfügung über seine Nietzsche-Briefe betreffenden Schreiben Overbecks an Bernoulli heißt es unter anderem wörtlich:

„Nun aber Nietzsche. Was ich meine, ist, daß ich Dich darüber nicht täuschen kann und auch nicht mag, daß ich mit meinem in der Frankfurter Zeitung der Förster angedrohten Vorgehen es nicht mehr in der Hand habe, die Konsequenzen dieses Vorgehens auf die Erklärung der Förster zu beschränken. Ungetroffen wird von den Folgen meiner einstigen Indiskretion auch Nietzsche nicht bleiben. Denn für den gewissenhaften und scharfsichtigen Vergleicher der Biographie und seiner Briefe an mich wird unvermeidlicherweise auch ein bedenkliches Licht auf die Unzuverlässigkeit, ja ‚Willenlosigkeit‘ seines Verhaltens zur Schwester und die Schwächen namentlich auch der Stellung, die sich zwischen dieser Schwester und mir (und in zweiter Linie auch meiner Frau) gegeben hat, fallen. — — Das weiß ich, und indem ich mich hier zu diesem Wissen bekenne, will ich auch gar nicht sagen, daß ich jenes mein ganzes Vorgehen bereue. — — — So verdenke ich Dir wahrlich nicht daß Du nur den effektvollen Spaß im Auge behältst, den Dir meine Papiere bei Eröffnung eines frischen fröhlichen Streites mit der Förster in Aussicht stellen. — — — Nach dem unschätzbaren Dienst, den Du mir eben erst mit der Beförderung meiner Antwort bis Frankfurt erwiesen, könnte ja nur die unverantwortlichste Treulosigkeit gegen Dich mir gestatten, auch nur einen kleinen Finger dafür zu rühren, daß die Dinge nach meinem Ableben anders gingen, als Du Dir sie im Memorandum vorstellst. — — — Willst Du gleich nach meinem Ableben mit meinen Briefen gegen die Förster auftreten, und ihr Recht stellt Dir, wie Du meinst, keine ernst zu nehmenden Hindernisse in den Weg, nun, so gehe fröhlich vor: ob ich Deine Fröhlichkeit teile, braucht Dich nicht zu kümmern, da mich diese Fröhlichkeit zu dieser Zeit auch nicht kümmern wird. Eine Andeutung von diesen unseren Dissensen werden meine testamentarischen Bestimmungen nicht enthalten, geschweige denn ein Wort, das meine volle Verantwortlichkeit für mein Tun und dessen Tendenz gegen Dritte ausspräche.“

Dieser Brief spricht Bände. In ihm entlarvt sich der „Nietzsche-Freund“ in einer Weise, die alles von Frau Förster-Nietzsche gegen ihn Vorgebrachte in den Schatten stellt. Wir dürfen uns daher getrost die undankbare Arbeit ersparen, in den Augiasstall von Niedertracht und Verleumdung weiter einzudringen, den Bernoulli eine Schilderung der „Freundschaft“ Franz Overbecks und Friedrich Nietzsches zu nennen die Stirn hat. Die Welt wird wissen, was sie von diesem „effektvollen Spaß“ und den seiner würdigen „Spaßmachern“ zu halten hat!

*) In Wirklichkeit haben der schwedische Kunstmäcen Thiel und dessen Gemahlin, just infolge der brutalen Angriffe Bernoullis gegen das Archiv, die Zukunft dieser Institution durch eine 300.000 Mark-Stiftung für alle Zeit gesichert.

Prinzessin

So zart und biegsam-fein in den Gelenken
War sie, daß alle Spangen an ihr klangen,
In steter Neigung, sich herabzusenken,
Zittrige, rundgerollte Ringelschlangen.

Kein Schmuck an Arm und Hals war heimatsicher.
Und selbst bei einer leisesten Gebärde
Glitt er herab mit silbernem Gekicher
Und tupfte noch den Blumenschmuck der Erde.

Arthur Silbergleit

Rundschau

Theaternotizen

Berliner Theater: „Erotik", satirischer Schwank in 3 Akten, und „Erinnerungsfest", ein Akt in vier Zimmern, von Gustav Wied. Im ganzen sieben Akte radikalen Humors. Es gab kein Erbarmen. Sollte sich nicht hinter diesem Humor eine Art bierseligen Sadismus verbergen? . . . „Erotik" ist eine schlecht pointierte Skizze von zwanzig Zeilen, woraus ein Wucherer drei Akte gemacht hat; „Erinnerungsfest" ein Dialog von Capus oder Pierre Veber, mit dessen Szenerium Wied nicht viel anzufangen wußte. Der Akt in vier Zimmern hat eine unsichtbare Heldin, eine Tote. Der Gatte feiert ein Erinnerungsfest, woran ein Mann teilnimmt, zu dem sie nicht minder gut war; und während sie im Gespräch über sie die vier Zimmer durchschreiten, die sie bewohnt hat, erhebt sich ihre Gestalt und erregt sie beide, bis sie einschlafen. Der Gatte zeigt dem andern ein rotes Seidenkleid, der andere kannte es . . . Und was geschah? Er gab dem Publikum zu verstehen: er kenne es. Die Gestalt der Toten, die sich da an einem Erinnerungsabend zwischen zwei Männern erhob blieb wesenlos und so tot wie das rote Seidenkleid, das der andere kannte . . . Man muß ein Jakobiner des Humors sein, um bei solchen „pikanten" Feststellungen stehen zu bleiben.

Aber in „Erotik" begnügt sich der Dichter mit noch primitiveren Sachlichkeiten; der Zuhörer möge sich das Seine hinzudenken, denkt er, in seinem Uebermut, und wenn die Tatsache, daß der Antiquitätenhändler Fix kuppelt, um einen Spiegel zu ergattern, und zwei ältere Herren deshalb ihre Haushälterinnen heiraten müssen, wenn derartig humorvolle Tatsachen den Zuhörer nicht erschüttern, ja, dann —! Eines einzigen Witzes wegen müssen zwei Mitglieder der Heilsarmee ins Stück hinein, wahrhaftig, eines Witzes wegen, den sie im letzten Akt zu produzieren haben . . . Humor ohne Schärfe und Phantasie ist nicht zu ertragen. Man verlegt sich auf das Vergnügen an den Uebertreibungen der Schauspieler, das ist blamabel, und es ergibt sich schließlich ein summarisches Mißvergnügen, das durch Ranküne verschärft wird. Dann, im gewissen Abstand, denkt man vergnügt an Josefine Doras Kribbelgriff, mit dem eine strotzende Julia ihrem gepolsterten Romeo zu Leibe ging, an Meinhards Fix, der (trotzdem ihr ein wenig allzu mimisch nachgeholfen wurde) eine Gestalt war . . . und wünscht dem Theater das seinen Vorzügen entsprechende Stück, irgendeine würdige und zulängliche Gelegenheit, . . Ernst zu machen.

R. Sch.

Kleines Theater: Lady Frederick. Lustspiel in drei Aufzügen von M. Somerset Maugham.

. . . Ich ertrage den peinlichen Mechanismus dieses Gehirns nicht. Mr. Somerset Maugham ist von jenem gefährlichen Ehrgeiz besessen, immer etwas Bedeutendes zu sagen, jedes Wort flammt auf im Buntfeuer dieses unerträglich erhitzten Geistes. Unter Todesängsten sprudelt er Aperçus von sich, ich habe nie einen so heftig transpirierenden Causeur gesehen. Eine aufreizende Roheit liegt über allem — ich denke an den „Trick" des Abends, eine Toilettenszene, wo die Lady einen undenkbar harmlosen Jüngling dadurch von seinem Feuer für sie zu heilen sucht, daß sie ihn der mühevollen Rekonstruktion ihrer Jugend beiwohnen läßt, vor seinen Augen mit einer künstlichen Mähne blonden Haars kokettiert — die Bühne flattert von ausgekämmten blonden Haaren, jeder Sessel bezieht sich mit einem zähen Gespinst dünner blonder Fäden: wer erträgt ungerührt diese peinlichste Ausdünstung eines brutalen Strebers? Frau Lilly Petris Lady Frederick wußte von eigenem nichts zuzugeben, sie blieb konventionell und routiniert und verschmähte es mitunter nicht, dem Publikum ihre Empfindungen direkt zu übermitteln. Erich Ziegel als skeptischer Lord suchte sein Spiel dadurch abwechselungsreicher zu machen, daß er bald Harry Walden in einer Pose Abels und dann wieder Abel in der Haltung Waldens sprechen ließ. Die übrigen Künstler benahmen sich dem Niveau des Dichters durchaus angemessen: ich habe von ihrer bereitwilligen Melodramatik keine deutliche Vorstellung behalten. Erwähnen möchte ich nur Klein Rhoden als öligen Arrivisten, und das entzückende Fräulein Schindler, deren Schönheit mich durchaus bewegt, von ihrer schauspielerischen Leistung zu schweigen.

Rudolf Kurtz

Ueber die Premiere des Neuen Schauspielhauses bedauern wir einen Bericht nicht veröffentlichen zu können, da die uns zugewiesenen Plätze unserm Mitarbeiter eine Kenntnisnahme des Stückes nicht ermöglichten.

D. R.

Variété

1

Berlin ist um einen Ort reicher, wo man den spärlichen Reizen dieser in langen Pubertätskrisen zuckenden Weltstadt nachspüren mag. Die byzantinisch verputzten Ungeheuer, die, zwischen Sechs und Mitternacht, in ihrem Prachtmagen

das genießerische Berlin verdauen, haben einen Bruder erhalten . .

Der „Eispalast", wohin ich an einem dieser Abende meine alltägliche Sehnsucht führte, entpuppte sich als ein Aschinger mit einem Parkett von Eis. Zwischen matten Glaszungen, die Eiszapfen vorstellen, hängen Bogenlichter, lang und schmal wie Granaten. Darunter überfülltes, verstaubtes „Rheingold"; Bürger mit ihren Frauen und Töchtern, die sich bald nach zehn Uhr vor Schlaf nicht mehr halten können. Der saure Stumpfsinn, worin das Gemurmel der in Alkohol und Nikotin marinierten Zungen etwas wie eine idiotische Barkarole hervorbringt . . Auf dem Eis irren die Schatten zweier hübscher Nachtmädchen. Die eine ist in ein schwarz und graues Schachbrettmuster gekleidet, sie trägt den grünen Hut wie die Riesenaureole einer haitianischen Heiligen. Die andere ist noch halb ein Backfisch, die Hüften umfängt sanfte Dumpfheit, sie schaukelt, leise wie ein Segel, über das Eis, den Hut im Nacken, das Frischlinggesicht dem ersten besten Studentenkuß entgegengehoben. Aber darüber liegt der Vorglanz der Großen Eleganz, man wittert die (ohne Parfums) stark duftende Straffheit einer mitteleuropäischen Kondottiera — die, während sie eine Schreibmaschine hütete, plötzlich die „Stimmen" hörte . .

Wohlan!

. . Die Menschen längs der Balustrade beginnen unruhig zu werden. Man erschrickt: Stiernacken erheben sich wie Sturmböcke, rote, fauchende Gesichter wackeln im Luftzug, die Umrisse korpulenter Damen schwellen; sind sie mystische Luftballons? Als eine Trompete ertönt, winden herkulische Menschen ihre Bäuche aus der Umklammerung von Stühlen und Tischen, sie wachsen wie eine Riesenschlange, die sich mit einem verschlungenen Maulesel mühsam aufrichtet, wachsen langsam und vorsichtig, bis sie mit aufgerissenen Augen auf den Stühlen stehen. An den Hüften ihrer Frauen hängen die Röcke herab wie die Brokathülle um die festlichste Monstranz; trügen sie goldene Kleider, goldene Strümpfe, goldene Stiefel, und wäre ihre obere Hälfte dicht verschleiert — sie ständen auf den Stühlen wie eine in den Orient verpflanzte Kybele auf ihrem Altarschemel. Sie suggerieren den finsteren Mythos der Fruchtbarkeit . .

O der bezaubernde Hochmut der beiden Unfruchtbaren, die jetzt lässig und mit gespannten Körpern drüben an einem Pfeiler lehnen und dem Kunstläufer zusehen, der mit langen, ausholenden Bewegungen auf die Eisfläche hinausschießt! Er kreist wie ein Vogel, mit Wendungen so stark und gedrungen wie Muskelballen — von denen er in großen Kurven ausruht. Läge das Eis unter einem hellichten Tag und wäre es so klar, daß es den Himmel spiegelte, man könnte glauben, er fliegt, . . er ist ein großer, schmächtiger Vogel. Es folgte, nach dem Kunstgenuß, der Zusammenbruch der Bürger vor ihre Gläser, die — Pendelschläge eines komplizierten Uhrwerks — sich der Mitternacht entgegen hoben und senkten.

. . O Melancholie, schwarzäugige Achtzehnjährige mit dem dunkelbraunen Gesicht in weißem Haar, wie gut standen die rauchigen Galerien des Eispalastes dir zu Gesicht!

2

An einem andern Abend saß ich in einem Kaffeehaus und litt. Es half nichts, daß ich (vor einem Spiegel) wütete: über diese öffentlichen Häuser des Ehrgeizes! Diese Tingeltangel von Talenten und Parasiten . . . Es half nichts. Ich war einer Ohnmacht nahe, aber ich hatte nicht die Kraft, mich vom Stuhl zu rühren, ich war wie gefroren . . . Ich trank ein Glas Wasser und sah krampfhaft zur Seite. Da wurde ich gerettet. Eine Frau erhob sich von einem Tischchen an der andern Wand, sie raffte (mit wieviel gütiger Schlankheit, wieviel Zärtlichkeit!) ihre Röcke und ging den langen Gang zwischen den Tischen hinunter, ging mit den vielen, vielen, fast unmerklichen Biegungen ihrer Gestalt und trat in die Dämmerung hinaus, die funkelnd, wie ein greifbarer Duft, die Friedrichstraße mit ihren Lichtern, ihren Schreien, ihrem Drängen in die mildeste Bläue tauchte. Ich machte heimlich ein Gedicht. Einen „Gesang am Abend", in der Dämmerung, die durch die weit geöffneten Scheiben des Cafés hereinströmte.

O Trunkenheit!
O gute Zeit!
Die Engel der Liebkosung steigen nieder,
von weitem kommen deine Hände wieder,
und deine Augen sind so mild, so weit,
daß alle Dinge drin verklärt gen Himmel fahren.
O Trunkenheit!
O gute Zeit!
Mein Zimmer ist ein Wald, der sich erinnert,
wie deine Worte sangen,
im Kleinsten, das einmal deinen Atem gespürt,
lebt brünstiges Verlangen,
wie Lampen gehen die Spiegel an, die schon voll Dunkel waren.
O Trunkenheit!
O gute Zeit!
Schon rufen deine Schritte die Blumen auf im Garten,
daß ihre kleinen Seelen erschauern und im Dunkel warten.
Die Bäume werden atemlos und stehn beklommen,

Die Bäche horchen auf, ein tiefer Traum belauscht dein Kommen,
am Weg, auf dem du nahst, ist Stern an Stern gereiht.

O wunderbare Trunkenheit!

. . Die Güte einer unbekannten Frau machte mich weich und fröhlich; und unbesiegbar! Meine Poren öffneten sich, durch meine Augen strömte Licht.

Ich ging in den Wintergarten.

3

Ihr armen Schwestern, die Ihr kraft eines unerforschlichen Ratschlusses Kontorsionistinnen geworden seid und nichts tun könnt, als diese trainierten Dinger, Eure Glieder, arbeiten zu lassen! Ihr trostlosen Sklavinnen des Handwerks, denen Hermes, der beflügelte Gott der Artisten, die erste Gabe, die Grazie vorenthielt. Brave Bürgermädchen, in die Welt des tänzerischen Wagemuts und des fröhlich-ernsten Spiels verschlagen. Ihr könntet einen schon mit Euren Voilà-Referenzen zum Weinen bringen! So trostlos sind sie, als wenn ein Krüppel auf seinen Beinstümpfen Seil tanzte. Aber genug der Apostrophen! Vor Tortola Valencia ging ich zu den lebhaften Betrachtungen über, die mich im Variété mit Hilfe einer Zigarette zu einem gewissen Zustand reinen Glückes erheben können. Die „Spanierin" kennt einige Bauchtanzbewegungen, die ihren Körper zu einem Gewürm machen, das sich unter der Panzerung aus Korsettstangen und dicken Stoffen in mühsamer Wollust krümmt. Sonst nichts. Sie hat die Augen gewöhnlicher Verführung. Die zwölf Tiller Girls gaben zu bedenken, wie sehr das Frauengesicht sich unter den Verzauberungen aufgelösten Haares verändert. Zwölf Girls tanzten einen Reigen, aus dem englische Herzoginnen auftauchten, verbrauchte Mädchengesichter, hausbackene, von Nachtwachen angegriffene, solche, die sich nicht verderben ließen, zwölf Gesichter: zwölf Schicksale, von denen in Wirklichkeit jedes dem andern gleich ist, wie das rosa, gelb, weiß und lila Beinkleid, worin sich zwölf Paare schöner in lila Strümpfe geschmiegter Beine melodisch bewegen. Aufgelöste Haare sind der erste Schritt in der Kunst sich auszuziehen; diese Kunst ist das Hauptlehrmittel des Variétés, ein unschätzbares Werkzeug der Psychologie . . Die Pariser Sängerin Anne Dancrey gibt sich als Dame, sie demonstriert eine schöne gesellschaftliche Ruhe, ihr weißes Seidenkleid ist ganz einfach, fast streng. Aber als sie die Röcke aufhebt, die schwere Schleppe, als ihre langen Beine in tiefer Seidenwildnis sich rühren, ist sie verändert . . Ist es nicht wunderbar, wie die Seele einer Frau durch die Entkleidung ihres Körpers entblößt wird? Nur eine schöne Seele kann sich schön ausziehen! Wie erhaben ist diese religiöse Einheit einer Frau. Was sind Männer? Traurige Dualisten! In zwei Hälften Geteilte! Das erste, was die Nationen tun, wenn sie einen großen Mann begraben: sie entmannen den Toten. Sie machen dem Dualisten den Prozeß. Und nur die eine Hälfte lebt weiter; ein Stück Gehirn, in unmenschlichen Säuren konserviert. Hat man bei einer vorbildlichen Frau jemals etwas Aehnliches beobachtet? Die geht, wie sie lebendig war, ganz vom Scheitel bis zur Sohle in die Unsterblichkeit ein; durch Jahrhunderte darf sie mit ihrer schönen „Ur—sprünglichkeit" die fernen Geschlechter anfeuern. Beten wir sie an! Auch der Monismus braucht seine Madonna. Grüßen wir sie überall, wo wir ihrem Lächeln begegnen.

René Schickele

Anmerkung zur Busch-Ausstellung

Darf ich heute abend Ihr Gast sein, Liebste? Es verlangt mich, ich kann nicht sagen, wie sehr, nach einem kleinen Verweilen in Ihrem schönen, stillen Atelier, nachdem ich meinen Vormittag in einer sehr dumpfen und grauen bürgerlichen Stube hingebracht habe. O sanftes Oktoberlicht, o grenzenlos flutender, ernster Herbstesatem, wie liebt man euch nach solchem Aufenhalte. Ich komme aus der Busch-Ausstellung. Ich habe einen enttäuschten Bürger sich aussprechen hören. Busch ist ganz ohne Humor, er ist auch kein „Pessimist", wie man geglaubt hat ihn nennen zu dürfen, er ist einfach ein bittrer und skeptischer Bürger, ein verfinsterter, leidender, unfreier Mensch, der durch seinen Witz das Dasein zerreißt, den hohen Rhythmus des Daseins durch einen pervers unmusikalischen Vers lästert und die ungeheure Linie in eine herzlose, höhnische und vernachlässigte Arabeske verkehrt. Dem Bürger ist es bestimmt, ohne Aufhören desillusioniert zu werden, dem Philosophen und dem Künstler, die Illusion zu schaffen. Darum ist der echte, der philosophische Pessimist niemals ein bekümmerter Mensch, der viele Schmerzen hilflos und elend leidet und sich an ihnen verzehrt, nein, der Philosoph und der Künstler, beide schaffen frei und selbstherrlich die heroische Illusion ihres großen Schmerzes und dürfen sie wie ein Glück und eine Segnung empfinden. Kein Zweifel, hier, bei diesem Paradox des Pessimisten, dessen Leben hell und gramlos aus seinem Schmerze blüht, hier beginnt der Humor, der die Dinge erneuert und sie lächeln macht, der über das Mißtrauen, die Angst, die Vorsicht vor dem Dasein hinausgekommen ist, so wie der Heilige über die Schuld. Der Philosoph erschrickt vor dem Dasein und verhüllt sich vor ihm, aber sein Schauder drückt sich in einer herrlichen Form aus, die ihn läutert und befreit — in der

überwältigenden Gebärde eines dämonischen Zweifels, einer asketisch leidenschaftlichen Abkehr. Die Gebärde des Bürgers ist anderer Art. Der Bürger erschrickt nicht, er zweifelt nicht und kehrt sich nicht ab, der Bürger ist nur furchtsam, er sieht überall das Listige und den Betrug, und das Gleichnis seines Blickes ist das Mißtrauen, das ihm, dem drohenden Dasein gerüstet zu begegnen, dienen soll. Der Mißtrauische aber fühlt Unbehagen und versucht das Störende zu beschwichtigen durch den Witz, dessen Form der Einfall ist. Busch, der Bürger, spricht Einfälle, der Künstler spricht, durch das Medium der lebendigen Gestalt, Erfahrungen aus. Busch zerstört die Gestalt, denn er sieht ihr Eingeweide, alles Höhnische und Zerrissene. Doch nur, wer die Gestalt schaut und sinnend sie erschafft, hat Stil, und Busch hat nur eine auf den drastischen Effekt abzielende Manier; darum ist seine Linie so grau, zerbrochen, hart und freudlos wie sein Vers unfrisch und ohne Musik. Busch hat sich wohl nach einer Befreiung gesehnt, und seine geheime und leidenschaftliche Sehnsucht ist, scheint mir, die Farbe gewesen, die er wie das Gleichnis irgendeines unschuldigen, beglückteren, von Gram und Vorsicht erlösten Daseins empfunden haben mag. Aber in seinen Bildern, ob sie gleich manches einnehmend Liebliche, ja nicht selten überraschende Kühnheiten zeigen, erscheint er doch zögernd, gehemmt, ohne Vertrauen und unfrei. Auch seine Bilder konnten ihm die Heiterkeit nicht geben, denn heiter ist nur der Freie, und frei sind wir nur, so wir in unserer eigenen Schöpfung als in unserem schönen Hause wohnen. Der Maler Busch hat keine Schöpfung hinterlassen, sondern einzelne mit dem Pinsel der alten holländischen Kleinmeister gemalte Bilder. —

Ich eile aus dem düster niedrigen Gemache. — Oh, wie frei, wie selig, wie lautlos ist diese helle Herbsteswelt. — Bald, Liebste, bin ich bei Ihnen. Sigmund Simon

Charlotte Berend: Die schwere Stunde

Ich wollte ein Schmerzen rege sich
Und stürze mich grausam nieder
Und riß mich je an mich!
Und es lege eine Schöpferlust
Mich wieder in meine Heimat
Unter der Mutterbrust.

Ein sorglos abgetanes Urteil las ich dieser Tage über die ungeheure Schöpfung: Die schwere Stunde von Charlotte Berend. Die Wirkung des Bildes auf den Kritiker hat mich zwar nicht überrascht; viele seiner kritisierenden Vorfahren verwechselten schon die Erzkraft eines Kunstwerks mit der entblößten Brutalität. Es gehört schon ein Jahrtausendblick dazu, gerade den Wert dieses gottalten Bildes der Charlotte Berend zu erkennen — sein Allvatername heißt das Gesetz. Ich hoffe nicht, daß die Künstlerin aus Bescheidenheit den königlichen Namen fälschte. Sie hat ihre Schöpfung aus dem Mark aller Farben erschaffen. Es nahte ihre selige, schwere Stunde selbst. Das Wunder der Inspiration schlug sie zur Riesin.

Ich sehe zunächst kühl und sachlich eine Mutter, die ein Kind zur Welt bringt. Die weise Frau am Fußende des Bettes wartet hilfebereit. „Herr, gestehen Sie es, und auch Sie, Frau Ehegattin, Sie vermißten den besorgten Hausvater zwischen dem Spalt der Türe vorsichtig lauschend. Das wäre wenigstens noch gefühlvoll gewesen“ . . . Gerade das Nichtfamiliäre verleiht dem Bild das Unpersönliche, baut das Werk mit kosmischen Knochen auf. — Was soll das kleine Mädchen am Bett der Mutter? „Es ist ja erst zwölf Jahre alt.“ Es ist vielleicht noch jünger, und es tat mir wirklich furchtbar leid, wenn beim Betrachten der kleinen Gegenwart des unschuldigen Wesens, gefühlvollen Damen eine schmerzhafte Entrüstung anging, aber ich sage: die Kleine gehört zu der ungeheuren Landschaft des Leibes; auf dem Rand des Lebenskelches sitzt sie, das schwebende Auge zurückgelehnt, voll Grauen und Wunder gelähmt. Ein Seraph — aber gleich wird er seine Lippen öffnen und die ernste Melodie der Dichtung über den sich bäumenden, felsgeöffneten Leib der Mutter singen. — Und die Vorsehung, wie man die Wartende am Fußende des Lagers nennen könnte, wendet die letzte Nüchternheit des Vorganges mit einem Tuch, wie mit einer Wolke ab. — Eine Heilige hätte nicht keuscher gedichtet, das Problem des Odems gestaltet. Ich habe nie in Wirklichkeit ein kindtragendes Weib mit solcher Ehrfurcht betrachtet, wie diese Riesenmutter, von einer Riesin gemalt, auf ihrem Riesenbilde. Sie hauchte nicht nur über den lebengeöffneten Vorgang die Scham, sie nahm dem Prangen auch jede Fessel der Sklaverei, die mich anwidert beim Anblick einer begnadeten Frau.

Charlotte Berend hat ein Historienbild des Naturgesetzes gemalt; es müßte neben Michelangelos Moses im Tempel der Galerien hängen. Else Lasker-Schüler

Die Schliersee'r

Haben Sie schon etwas vom dekadenten Berliner Theaterpublikum gehört? — Na sehen Sie! — Abgebrüht und durch nichts mehr zu begeistern! — Famos! Kommen Sie mit zu Kroll! — Sehen Sie sich einmal die Gesichter an. Bei Reinhardt und Brahm schauen Sie verbissen drein, da mögen Sie recht

haben, aber sonst: homo sapiens (berlinensis theatralis). Aha: Der Schuster wirft mit Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches um sich; darum Paragraphenschuster. Das Publikum lacht. — Er spricht die Silbe „po", die in einem Worte vorkommt — zweimal aus. Das Publikum wiehert. Man tanzt Schuhplattler und rauft. — Das Publikum brüllt. Mit einer richtigen Spritze spritzt man dazwischen. Die Begeisterung hat ihren Höhepunkt erreicht. — Im alten Griechenland sollen bei der Aufführung des „König Oedipus" Frauen durch die fürchterliche Aufregung vorzeitig niedergekommen sein. — Ich fürchte hier Aehnliches. Und schließlich immer wieder holdrioh, und der Vorhang fällt. Ach, das dekadente Berliner Theaterpublikum. Soll ich einmal ehrlich sein? Ich habe mich heute noch nicht von meinen Lachkrämpfen erholt. Ach du mein schönes Tirol! Juchhu! E. F.

Balkankrisis und Börse

Am 1. März 1907 verbreitete das offiziöse Wiener Telegraphenbureau folgende Meldung: „Nach Versicherungen der bulgarischen Regierungskreise ist die Regierung entschlossen, die Frage der Verstaatlichung der Strecken der Orientalischen Eisenbahngesellschaft Belova—türkische Grenze und Tirnowa—Jamboli zu lösen. „Schon am nächsten Tage berichtigte Wolffs telegraphisches Bureau die Wiener Meldung. An zuständiger Berliner Stelle (also bei der Deutschen Bank) sei von Verhandlungen über eine Verstaatlichung der ostrumelischen Strecken der Orientbahnen durch Bulgarien „nicht das mindeste" bekannt. Verhandlungen hätten überhaupt nicht stattgefunden; ein Ankaufspreis von 32 Millionen Francs (wie ihn die Gerüchte aus Sofia verbreiteten) sei gewiß zu niedrig, da eine Kapitalisierung der Einnahmen zu 5 % allein schon 42 Millionen Francs ergebe. Am 7. Dezember 1907 tauchte das seit dem offiziellen Dementi verstummte Gerücht in der Presse von neuem auf. Bulgarische Blätter meldeten, daß über den Verkauf des Betriebsrechtes auf dem in Ostrumelien gelegenen Netze mit der Deutschen Bank Verhandlungen geschwebt hätten. Doch wiederum erklärte Herr Gwinner, der die türkischen Geschäfte des größten deutschen Finanzinstituts zu leiten pflegt, daß an alledem kein wahres Wort sei.

Es ist nützlich, heute diese Meteore am Zeitungshimmel aus dem Dunkel hervorzuholen, weil man hierdurch erst in der Lage ist, die Orientbahnfrage ein wenig kritischer zu würdigen. Als Bulgarien die ostrumelischen Strecken der Orientbahn besetzte, ward in den Zeitungen einstimmig nur das Wort Rechtsbruch zu hören, und nur um Ferdinand, der jahrelang als Dummkopf verspottet wurde, zur Königskrone zu verhelfen, sei willkürlich der Vertrag mit der Bahnverwaltung gebrochen worden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine formelle Verletzung des Vertrages zwischen der bulgarischen Regierung und der Betriebsgesellschaft der orientalischen Eisenbahnen auch tatsächlich vorliegt. Dennoch scheint mir, daß diese Frage hiermit nicht erledigt sein kann, und daß im Hintergrunde wichtigere Dinge schlummern, die geeignet sind, die Angelegenheit in ein anderes Licht zu rücken. Mindestens hat sich die Bahnverwaltung nicht als geschickt erwiesen, und es trifft sie ein gut Teil der Schuld, wenn die Aktionäre jetzt Verluste erleiden. Ist das Bestreben Bulgariens, die ostrumelischen Linien in seinen Besitz zu bekommen, gar so erstaunlich und ungerechtfertigt? Die Betriebsgesellschaft der orientalischen Eisenbahnen hat vom ottomanischen Reiche die Konzession zum Betriebe bis zum 1. Januar 1958 erhalten, und Bulgarien konnte nicht in den Besitz der in seinem Lande befindlichen Strecken gelangen, wenn nicht die Genehmigung des Sultans erteilt war. Ein merkwürdiger Vertrag, der von vornherein leicht zu Differenzen führen mußte. Denn befand sich Bulgarien auch in politischer Abhängigkeit vom ottomanischen Reiche, so mußten doch Zerwürfnisse eintreten, sobald die Interessen kolidierten. Dann aber befand sich die Bahn immer in der Rolle eines zwischen die streitenden Parteien getriebenen Keiles. Der Fall lag bereits vor, als im Jahre 1898 zwischen der Betriebsgesellschaft und der bulgarischen Regierung ein Vertrag über die Abtretung des Betriebsrechtes auf den ostrumelischen Strecken vereinbart worden war. Damals versagte der Sultan die Genehmigung, so daß der Vertrag nicht die notwendige Unterzeichnung fand. Damit war auch ausgesprochen, daß die Türkei die Interessen des unter seiner Oberherrschaft stehenden Landes nicht zu schützen gewillt war, offenbar weil sie fürchtete, eine wirtschaftliche Ausdehnung Bulgariens könne ihr schädlich werden. Bulgarien aber hatte ein dringendes Interesse, die ostrumelischen Strecken in seinen Besitz zu bekommen; denn hiermit wurde die drückende Vertragsbestimmung beseitigt, kein der Orientbahn konkurrierendes Eisenbahnunternehmen zu bauen. Ist dieses Verlangen gar so unbescheiden? Nur unbegreiflich ist, daß die Verwaltung der orientalischen Eisenbahn so wenig die wahre Sachlage erkannt hat und auf einen solchen Vertrag sich einließ. Ebenso unverständlich ist es, warum man nicht im vorigen Jahre versucht hat, Bulgarien auf

friedlichem Wege die ostrumelischen Strecken zu überlassen, und die Forderung sogleich mit dem Hinweis auf einen zu niedrigen Preis ablehnte. Als in den bulgarischen Blättern die Gerüchte über Verhandlungen zum Zwecke der Verstaatlichung auftauchten, mußte man auch bei der Bahnverwaltung erkennen, daß diese Meldungen nur ein ballon d'essay waren, um zu untersuchen, wie sich die Banken zu dem Plane stellen würden. Durch das schroffe Dementi vom 3. März 1907 erkannte Bulgarien, daß die, namentlich für die wirtschaftliche Entwicklung des südlichen Teiles, notwendigen Strecken auf gütlichem Wege nicht zu erhalten sind, und schritt zur Besetzung der Eisenbahnlinien. Der Rechtsbruch war der einzige Ausweg. Sollte Bulgarien sich dauernd von der Türkei schädigen lassen, selbst über das Jahr 1958 hinaus, wo die ostrumelischen Strecken vertragsgemäß sogar dem Suzerän zufallen mußten? Noch hat Bulgarien nicht einmal erklärt, daß es sich der Strecken ohne Entgelt bemächtigen will; daß es nicht Lust hat, jeden vom Bankenkonsortium geforderten Preis zu zahlen, kann man ihm schließlich ebensowenig verübeln wie der Regierung, die auf dem Wege des Enteignungsverfahrens ein Grundstück zu dem von unparteilichen Sachverständigen festgesetzten Preise erwirbt. Was haben die Zeitungen geschrieben, als die Große Berliner Straßenbahn erklärte, sich durch die Konkurrenz der neuen Hochbahnstrecken die Erträgnisse nicht schmälern zu lassen? Da hieß es (und nicht mit Unrecht), die Interessen des Berliner Verkehrs seien für die Allgemeinheit wichtiger als die des Privatunternehmens. Der Standpunkt Bulgariens hat unverkennbar mit dem des Berliner Magistrats eine gewisse Aehnlichkeit, nur daß die Rollen vertauscht sind. Die der Deutschen Bank nahestehende Hochbahngesellschaft prozessiert mit der Straßenbahn; in Bulgarien ist dasselbe Finanzkonsortium der Leidtragende.

An der Berliner Börse wurde die Orientbahnfrage merkwürdig wenig beachtet, und doch gährte es schon im geheimen; anscheinend hatten die Banken Nachrichten aus Konstantinopel erhalten, aus denen hervorging, daß die Lage sehr ernst war, und daß es sich nicht um einen simplen Gewaltstreich handelt. Nach außen hin wurde davon nichts zu erkennen gegeben, die Kurse stiegen, und die Banken sandten den Zeitungen ein Communiqué, worin sie über günstige Semestralbilanzen berichteten. Gerade die Kurse der Bankaktien wurden darum von eifrigen Spekulanten in die Höhe gesetzt, aber privatim äußerten sich doch schon die Direktoren der Deutschen Bank recht pessimistisch über die Börsenlage, und im Flüstertone wurde den Depositenkassen Weisung gegeben, beim Abschluß neuer Effektengeschäfte Vorsicht walten zu lassen. Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß die Banken bereits seit mindestens zwei Wochen die bulgarische Unabhängigkeitserklärung, vorher schon den Orientbahnstreit haben kommen sehen, und daß sie trotzdem nichts getan haben, um wenigstens die Kurstreibereien zu verhindern. Nur ihre eigenen Effektenbestände haben sie in Sicherheit gebracht, indem sie ihre Engagements nach Möglichkeit verkleinerten. Erst am 5. Oktober, als die bulgarische Unabhängigkeitserklärung offiziell verkündet wurde, begannen die Börsenkurse bedenklich zu weichen. Nun ging's im Sturmschritt bergab, und all die Hoffnungen, die kurz zuvor an die „neue Aera" geknüpft wurden, waren nun plötzlich vernichtet. Aber dafür konnte Herr Karl Fürstenberg in der Generalversammlung der Berliner Handelsgesellschaft am 7. Oktober erklären, daß das Jahr 1908 bisher außerordentlich günstig für die Bank verlaufen sei. Das ist gewiß richtig und sehr erfreulich für ihn und seine Aktionäre, nur haben, wie schon so oft, diesmal wieder diejenigen die Zeche bezahlen müssen, die sich bereit fanden, die Effektenbestände der Berliner Handelsgesellschaft verringern zu helfen. Augenblicklich ist die Stimmung an der Börse derartig, daß niemand eigentlich weiß, was er beginnen soll. Das Bedenklichste ist, daß man an den Börsen von London und Paris weit größere Verstimmung zeigt als in Berlin, wo der scheinbare Optimismus der Regierung auch an der Börse sein Spiegelbild findet. Niemand vermag sich in dieser Wirrnis zurechtzufinden, das einzig Sichere ist nur, daß der wirtschaftliche Einfluß Deutschlands in der Türkei geschwächt ist und die Besitzer der Rentenwerte der Balkanstaaten noch manch trübe Stunde erleben werden. Man braucht nicht an einen europäischen Krieg zu glauben (ich selbst halte ihn für ausgeschlossen), um doch der Ueberzeugung zu sein, die Verschiebung der einzelnen politischen Interessen sei eine so starke, daß ein Ueberblick über die Folgen der Balkankatastrophe noch gar nicht zu erlangen ist. Es erscheint mir auch unwahrscheinlich, daß einer der Staaten seinen Zahlungsverpflichtungen gegenüber den Gläubigern nicht werde nachkommen können. Höchstens könnte Serbien im Falle eines Krieges in finanzielle Schwierigkeiten geraten. Eine andere Frage ist aber, ob das französische Kapital die großen Kursverluste wird ertragen können, nachdem es eben erst an seinem Besitz russischer Rentenwerte so herbe Einbußen erlitten hat. Kommen die Kurse der türkischen, serbischen und bosnischen Renten, die in Paris einen großen Markt

haben, erst weiter ins Wanken, so werden die französischen Besitzer immer unruhiger, und wir können einen noch größeren Kurssturz erleben. Mag er auch sachlich nicht gerechtfertigt sein, so ist er doch in seinen Folgen unübersehbar. Nur aus zwei Gründen ist die Balkankrisis von heilsamem Einfluß; zunächst deshalb, weil sie an den Börsen einen Reinigungsprozeß hervorgerufen hat, der nach der Periode unberechtigter Werterhöhung notwendig war und den Boden für eine neue, allmähliche Besserung ebnet. Zweitens aber ist nun, wenigstens für eine Zeitlang, dem Publikum der Geschmack an dem Besitze ausländischer Renten vergangen. Das konnte gerade jetzt nichts schaden, denn manch eine Bank war schon im Begriff, Verhandlungen wegen der Uebernahme neuer Anleihen einzuleiten. So ist auch der Geldmarkt von einer neuen Belastung verschont worden, die den Emissionshäusern gute Gewinne verschaffen sollte, aber der Volkswirtschaft nur zum Schaden gereichen konnte.

Bruno Buchwald

Erklärung: Ich erhalte noch immer täglich zahlreiche, den „Morgen" betreffende Zuschriften. Ich wiederhole daher meine Erklärung, daß ich mit den Vorbereitungen eines verlegerischen Unternehmens, welches mit Beginn des nächsten Jahres ins Leben treten wird, derart beschäftigt bin, daß ich bis zu seiner Durchführung die Leitung des Blattes in andere Hände gelegt habe. Da ich dieser Vorbereitungen wegen in den nächsten Monaten meist außerhalb Berlin sein muß — bei Drucklegung dieser Zeilen bin ich auf dem Wege nach New York —, so bin ich auch nicht in der Lage, für die Weitersendung mir zugehender Manuskripte die Verantwortung zu übernehmen. Ganz abgesehen davon, daß mir die Zeit zu ihrer Prüfung fehlt. Also bitte an die Redaktion, Potsdamerstr. 4.

Dr. jur. Artur Landsberger

Neuerschienene Bücher u. Tonwerke

Es werden nur Werke aufgeführt, die eine Beachtung verdienen. Ausführliche Besprechung vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt

Aischin, Mohamed: Die Freiheitsbewegung in der Türkei / Verlag J. Ladyschnikow, Berlin

Key, Ellen: Mutter und Kind / Pan-Verlag, Berlin

Prüfer, Artur: Johann Hermann Schein und das weltliche deutsche Lied des 17. Jahrhunderts / Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig

Baum, Peter: Im alten Schloß / Novellen / Verlag Paul Cassirer, Berlin

Artzibaschew, M: Sanin / Roman / Deutsch von André Villard / Verlag Georg Müller, München

Burckhard, Max: Die Insel der Seligen / Roman / Verlag S. Fischer, Berlin

Berndt, Martin: Go / Roman / Verlag S. Fischer, Berlin

Leppin, Paul: Der Berg der Erlösung / Die sieben Kapitel eines Wunders / Verlag Oesterheld & Co., Berlin

Schur, Ernst: Einsame Liebe / Roman / Verlag Oesterheld & Co., Berlin

Verantwortlich für die Redaktion: Eberhard Frowein, Charlottenburg, Lützowerstr. 6; für den Handelsteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma **Bibliographisches Institut, Leipzig,** bei, auf welchen wir ganz besonders hinweisen.

Preis M. 1.00, kleine Tube M. —.60, Oesterreich-Ungarn Kr. 1.50, kleine Tube Kr. 1.00

seit fünfzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen
P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG
LONDON E.C., Idol Lane 7—8. Vertrieb für U. S. A. Lehn & Fink, NEW YORK